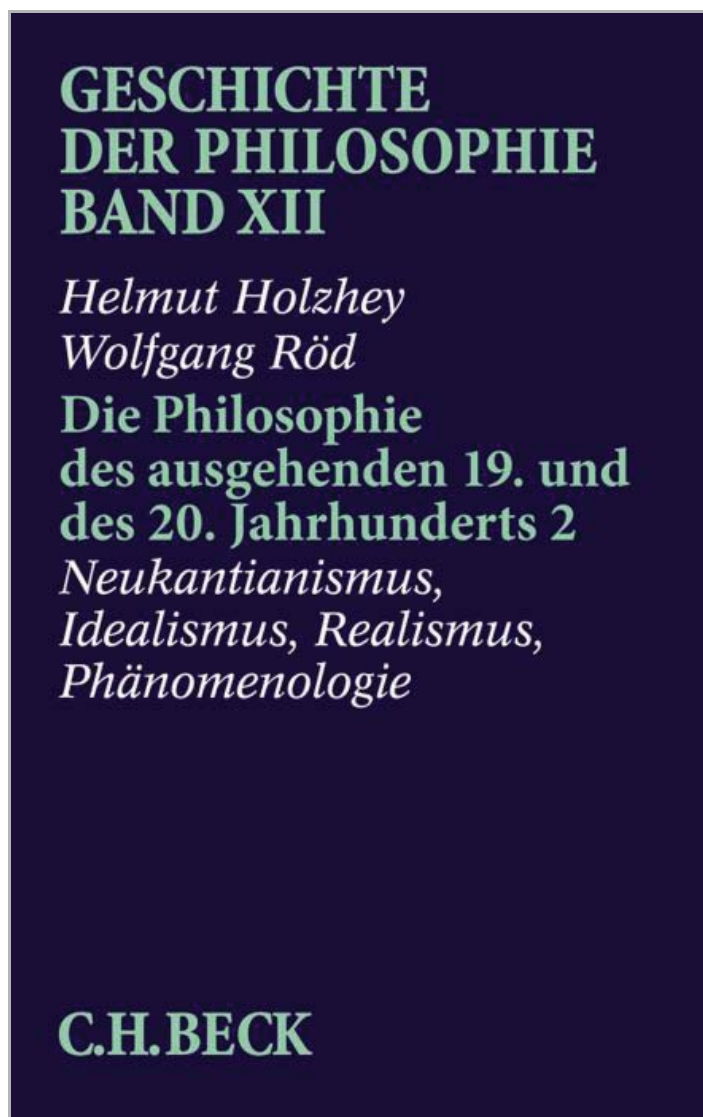


Unverkäufliche Leseprobe



Helmut Holzhey, Wolfgang Röd

Geschichte der Philosophie Band XII

Die Philosophie des ausgehenden 19. Und des 20.
Jahrhunderts 2

2004. 400 S.

ISBN 978-3-406-31349-3

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/12042>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Geschichte der Philosophie

Herausgegeben von Wolfgang Röd

Band XII

Verlag C.H.Beck München

Die Philosophie des ausgehenden 19.
und des 20. Jahrhunderts 2

Neukantianismus, Idealismus,
Realismus, Phänomenologie

Von Helmut Holzhey und Wolfgang Röd

Verlag C.H.Beck München

© Verlag C. H. Beck oHG, München 2004
Satz: Fotosatz Janß, Pfungstadt
Druck und Bindung: Nomos, Sinzheim
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany
ISBN 3 406 31349 3

www.beck.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
Erster Teil Der Neukantianismus (von Helmut Holzhey)	
I. <i>Historischer Überblick</i>	13
1. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Wissenschaft und Technik in Deutschland zwischen 1871 und 1914	13
a) Politik und Ökonomie 13 – b) Die Arbeiterfrage 14 – c) Judentum und Antisemitismus 17 – d) Wissenschaften und Technik 19	
2. Der Neukantianismus als historische Erscheinung	28
a) Die Anfänge 28 – b) Die Blütezeit 36 – c) Ausklang 40	
II. <i>Die Marburger Schule</i>	42
1. Hermann Cohen	42
a) Leben und Werke 42 – b) Frühe psychologische Studien und die erste Kantauslegung 44 – c) Kritik an Kant und Ausbildung einer eigenständigen Erkenntnistheorie 47 – d) Ethik 52 – e) Philosophie von Staat und Gesellschaft 57 – f) Ästhetik und Systemphilosophie 59 – g) Religion 61 – h) Der Philosoph 64	
2. Paul Natorp	65
a) Leben und Werke 65 – b) Erkenntnislogik (Theoretik) 67 – c) Ethik und Sozialpädagogik 71 – d) Ästhetik und Religionsphilosophie 74 – e) Von der „Allgemeinen Psychologie“ zur „Philosophischen Systematik“ 75	
3. Arbeitsgemeinschaften und Schülerkreis	78
4. Ernst Cassirer	83
a) Leben und Werke 83 – b) Geschichte der Philosophie 84 – c) Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie 85 – d) Kulturphilosophie 86	

III. <i>Die Südwestdeutsche Schule</i>	89
1. Wilhelm Windelband	89
a) Leben und Werke 89 – b) Kritizismus in der Tradition Kants 89 – c) Philosophie der Werte 92 – d) Theoretische Philosophie 93 – e) Klassifikation der Wissenschaften und Geschichte der Philoso- phie 95	
2. Heinrich Rickert	96
a) Leben und Werke 96 – b) Erkenntnistheorie 97 – c) Methodo- logie der Wissenschaften 101 – d) Philosophie als Weltanschauungs- lehre 103	
3. Der ‚Schule‘ zugehörige Philosophen	104
a) Überblick 104 – b) Hugo Münsterberg 105 – c) Emil Lask 107 – d) Bruno Bauch 111 – e) Jonas Cohn 114 – f) Richard Höningwald 117	
IV. <i>Leonard Nelson</i>	123
1. Leben und Werke	123
2. Kritik der Erkenntnistheorie	124
3. Ethik	125
4. Rechtslehre	128

Zweiter Teil

Die Phänomenologie (von Wolfgang Röd)

V. <i>Die Phänomenologie Edmund Husserls</i>	133
1. Leben und Werke	133
2. Mathematik und Psychologie beim frühen Husserl	134
3. Die Kritik am Psychologismus	136
a) Die psychologistische Auffassung der Logik 136 – b) Kritik an ein- zelnen Vertretern des Psychologismus 137 – c) Husserls Bedeutungs- lehre 139 – d) Philosophie als strenge Wissenschaft 143	
4. Die transzendente Phänomenologie	145
a) Die Methode 145 – b) Die Analyse der Intentionalität 150 – c) Rei- nes Bewußtsein und Welt 151 – d) Transzendente Synthesis und Zeitbewußtsein 153 – e) Die transzendente Wissenschaftslehre 155 – f) Die Idee der Philosophia Prima 157 – g) Das Problem der Intersub- jektivität 158	
5. Die Phänomenologie der Lebenswelt	160
a) Die Krise des naturwissenschaftlichen Denkens 160 – b) Naturwis- senschaft und Lebenswelt 161	

VI. <i>Die Phänomenologie nach Husserl</i>	164
1. Max Scheler	164
a) Leben und Werke 164 – b) Schelers Auffassung der Phänomenologie 165 – c) Die Theorie der Sympathiegefühle 167 – d) Die Werttheorie 169 – e) Die Kritik am Formalismus und am Utilitarismus 172 – f) Die Sozialphilosophie 174 – g) Die Religionsphilosophie 176	
2. Die Schüler Husserls	180
a) Göttinger und Münchner Phänomenologenkreis 180 – b) Adolf Reinach 180 – c) Alexander Pfänder 183 – d) Andere Husserl-Schüler 185	
3. Maurice Merleau-Ponty	190
a) Leben und Werke 190 – b) Die Methode 191 – c) Verhalten und Wahrnehmung 193 – d) Die Rolle des Leibes 196 – e) Die Ding-Wahrnehmung 197 – f) Das Cogito 200 – g) Der philosophische Ansatz im Spätwerk 202 – h) Kritische Fragen 204	

Dritter Teil

Philosophische Anthropologie, Neoidealismus,
Realismus und Sozialphilosophie

VII. <i>Philosophische Anthropologie</i> (von Helmut Holzhey)	209
1. Einleitung	209
2. Max Scheler	215
3. Helmuth Plessner	218
4. Arnold Gehlen	227
VIII. <i>Die Erneuerung des Idealismus</i> (von Wolfgang Röd)	234
1. Die idealistische Bewegung im allgemeinen	234
2. Idealistische Philosophie in Italien	238
a) Die Wegbereiter 238 – b) Benedetto Croce 239 – c) Giovanni Gentile 242	
3. Idealistische Philosophie in Großbritannien	245
a) Die Anfänge der idealistischen Bewegung 245 – b) Francis Herbert Bradley 248	
4. Das Ende der idealistischen Bewegung	253
IX. <i>Der erkenntnistheoretische Realismus</i> (von Wolfgang Röd)	255
1. Realistische Auffassungen im 19. Jahrhundert	255
2. Die Würzburger Schule	259
a) Oswald Külpe 259 – b) August Messer 265	

3. Andere Vertreter des Realismus	266
4. Alois Riehl	270
a) Die Aufgabe der theoretischen Philosophie 271 – b) Die Analyse der Empfindung 272 – c) Die rationale Komponente der Erfahrung 273 – d) Philosophie als Lebensanschauung 274	
X. <i>Die Renaissance der Ontologie</i> (von Wolfgang Röd)	276
1. Die ontologische Strömung im 20. Jahrhundert	276
2. Johannes Rehmke	279
3. Nicolai Hartmann	281
a) Hartmanns Leben, Werke und philosophischer Standpunkt 281 – b) Die ontologischen Grundlagen der Erkenntnislehre 283 – c) Das Seiende und seine Bestimmungen 285 – d) Die Kategorien- und Schichtenlehre 288 – e) Die Ethik 290 – f) Die Ästhetik 292	
4. Günther Jacoby	293
a) Die Aufgabe der Ontologie 293 – b) Die Ontologie der Bewußtseinswirklichkeit 295 – c) Gedachte und transzendente Wirklichkeit 297	
XI. <i>Theorien der Gesellschaft und der Gesellschaftsentwicklung</i> (von Wolfgang Röd)	301
1. Philosophische Aspekte der Soziologie nach Comte	301
2. Max Webers Sozialphilosophie	305
3. Lenins Gesellschaftslehre und der Dialektische Materialismus	309
4. Vertreter des Marxismus außerhalb der Sowjetunion	312
a) Georg Lukács 313 – b) Andere Vertreter des Neomarxismus 314	

Anhang

Anmerkungen	319
Personenregister	389
Sachregister	397

Vorwort

Im vorliegenden Band der „Geschichte der Philosophie“ werden erstens philosophische Strömungen behandelt, die im ausgehenden 19. Jh. entstanden sind und sich in der ersten Hälfte des 20. Jh.s entfalteten: Neukantianismus bzw. Neokritizismus, Neoidealismus, realistische Erkenntnistheorien und sozialphilosophische Konzepte; zweitens die Phänomenologie als eine philosophische Bewegung, die wohl im 19. Jh. vorbereitet wurde, aber erst im 20. Jh. hervortrat; drittens Richtungen, die ganz dem 20. Jh. zuzurechnen sind: Philosophische Anthropologie und neue Ontologie. Die Darstellung des Neukantianismus und der Philosophischen Anthropologie stammt von Helmut Holzhey, die der anderen Teile von Wolfgang Röd. Sie erstreckt sich bei allen hier behandelten Richtungen etwa bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts.

Viele dieser Strömungen gehören, mindestens mit ihren ursprünglichen Anliegen, der Vergangenheit an. Besonders deutlich ist das beim spekulativen Idealismus zu sehen. Der Neohegelianismus hat bald nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zu bestehen aufgehört, denn die Hegel-Renaissance der 1950er bis 1970er Jahre war eine Renaissance der Hegel-Studien, nicht des Hegelianismus. Ebenso verlor die neue Ontologie, wie sie insbesondere von Nicolai Hartmann begründet worden war, nach 1960 rasch an Interesse. Auch die phänomenologische Wertphilosophie fand in der zweiten Hälfte des 20. Jh.s immer weniger Anhänger. Die neukantianischen Schulen büßten schon in der Zwischenkriegszeit die Stellung ein, die sie vor dem Ersten Weltkrieg gehabt hatten: Die „Marburger Schule“ bestand nur bis 1912, und Rickert erklärte 1924 generell den Neukantianismus als geschichtliche Erscheinung für abgeschlossen. Trotzdem läßt sich nicht behaupten, daß der von Kant geprägte Kritizismus bedeutungslos geworden sei. Husserl suchte die Transzendentalphilosophie mit der Phänomenologie zu verbinden, in Poppers Kritischem Rationalismus kamen kantianische Motive zur Geltung, und auch bei manchen anderen Philosophen und bei verschiedenen Vertretern einzelner Wissenschaften finden sich auf Kant zurückgehende Auffassungen.

Die Abgrenzung zwischen den Bänden XII und XIII mag da und dort als willkürlich erscheinen. So wäre es zum Beispiel möglich gewesen, auf Heidegger und Sartre im Anschluß an Husserls Phänomenologie einzugehen; da aber in der Existenzphilosophie Gedanken wirksam waren, die von Vertretern der Lebensphilosophie, vor allem von Dilthey, vorbereitet wurden, lag es nahe, die Existenzphilosophie im Anschluß an die Lebensphilosophie darzustellen und Sartre, dessen Philosophie von Heidegger ebenso nachhaltig beeinflusst war wie von Husserl, in dem der Existenzphilosophie gewidmeten Teil des

XIII. Bandes zu behandeln. Was jene philosophischen Richtungen, deren Berücksichtigung man in den Bänden XII und XIII vermissen könnte, betrifft, so ist auf den noch ausstehenden Band XI zu verweisen, in dem auf positivistische, sprachanalytische und wissenschaftstheoretische Strömungen in der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jh.s eingegangen wird.

Herr Henning Moritz (Universität Magdeburg) hat nicht nur die Register erstellt und die Korrekturfahnen gründlich auf Fehler durchgesehen, sondern auch viele inhaltliche Verbesserungsvorschläge gemacht. Dafür sei ihm auch an dieser Stelle herzlich gedankt. Für die Durchsicht einzelner Kapitel im ersten Teil (Neukantianismus) gebührt Peter-Ulrich Merz-Benz, Ursula Renz, Ulrich Sieg, Jürgen Stolzenberg und Hartwig Wiedebach ein besonderer Dank.

Die Verfasser

Erster Teil
Der Neukantianismus

Von Helmut Holzhey

I. Historischer Überblick

1. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Wissenschaft und Technik in Deutschland zwischen 1871 und 1914

a) *Politik und Ökonomie*

Nach dem Deutsch-Französischen Krieg, der mit der Niederlage Frankreichs endete, wurde im Januar 1871 in Versailles durch Proklamation des preußischen Königs Wilhelm I. zum deutschen Kaiser die lang erstrebte nationale Einigung Deutschlands Wirklichkeit. Sie war das Werk Bismarcks, der als preußischer Ministerpräsident, nicht zuletzt mit Hilfe zweier Kriege 1864 und 1866, die Einigung „von oben“ betrieben hatte. Bis zu seinem Sturz im Jahre 1890 bestimmte er als Reichskanzler auch die Innen- und Außenpolitik des neuen Kaiserreiches. Sein primäres außenpolitisches Ziel war die Isolierung Frankreichs. Bemühungen um einen Ausgleich der Interessengegensätze zwischen Rußland und Österreich auf dem Balkan hatten bloß temporär und oberflächlich Erfolg. In seiner Kolonialpolitik ließ er nur zögernd „die Flagge dem Handel“ folgen. Im Inneren mündete die stürmische Entfaltung von Industrie, Handel und Bankwesen in den „Gründerjahren“ bereits 1873 in eine Wirtschaftskrise. Von konservativen Kräften getrieben führte er 1878 den Schutzzoll ein; es entwickelte sich ein folgenreiches „Bündnis zwischen Schwerindustrie und Großgrundbesitz“. Generell vollzog der Reichskanzler 1878 einen Kurswechsel. In seiner Politik fand er nunmehr Unterstützung bei der 1876 gegründeten Deutsch-Konservativen Partei und z. T. auch beim katholischen Zentrum. Kulturpolitisch wurde der sog. Kulturkampf abgeblasen, zu dem der Anspruch des politischen Katholizismus, wie er von Pius IX. im „Syllabus errorum“ (1864) formuliert worden war, und das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes bei Lehrentscheidungen „ex cathedra“, das 1870 während des 1. Vatikanischen Konzils verkündet wurde, geführt hatte. Da sich die vom preußischen Staat ausgehenden, insbesondere gegen die Bindung des katholischen Klerus an die Kurie gerichteten Gesetzeserlasse nicht hatten durchsetzen lassen, gab es gute Gründe, sie nach 1878 unter dem Pontifikat Leos XIII. zum großen Teil wieder zurückzunehmen; allerdings blieb das konfessionelle Klima lange vergiftet. Das Jahr 1878 brachte auch das Gesetz „gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie“, d. h. das Verbot der Vereine, Versammlungen und Druckschriften sozialistischer oder kommunistischer Art – Bismarck schob der Sozialdemokratie die Schuld für die zwei Kaiserattentate von Hödel und Nobiling im Mai und Juni 1878 in die

Schuhe. Trotz dieses – zuletzt bis 1890 verlängerten – Gesetzes und der unter seiner Ägide erlassenen und einen großen sozialpolitischen Fortschritt markierenden Sozialgesetze zur Kranken- (1883), Unfall- (1884), Alters- und Invalidenversicherung (1889) konnte er weder die Partei beseitigen noch ein Anwachsen der für sozialdemokratische Kandidaten bei Reichstagswahlen abgegebenen Stimmen auf die Dauer verhindern.

Als Nachfolger Wilhelms I. amtierte Friedrich III., auf dem viele Hoffnungen der Liberalen lagen, 1888 nur wenige Monate. Nach seinem Tod gelangte Wilhelm II. 29jährig auf den Thron, ein geltungsbedürftiger und sprunghafter Charakter. Er entließ 1890 Bismarck, ging zu imperialer Machtpolitik über, förderte den Militarismus in Deutschland und wußte eine Demokratisierung zu verhindern. Außenpolitisch führte sein „Neuer Kurs“ zu einer Isolation Deutschlands, das nur mit Österreich in „Nibelungentreue“ verbunden blieb: 1890 wurde der Rückversicherungsvertrag mit Rußland nicht erneuert, was die Annäherung zwischen Frankreich und Rußland zur Folge hatte (Zweibund von 1894); 1904 fanden England und Frankreich zur „Entente cordiale“. Wiederholte spektakuläre Aktionen des Deutschen Reichs führten nur zu einer Verschärfung der internationalen Spannungen und am Ende zum 1. Weltkrieg. Wirtschaftlich allerdings entwickelte sich Deutschland zur führenden Industrienation Europas; mit seinem Außenhandel und seiner Handelsflotte bildete es eine starke Konkurrenz für England. Unter Reichskanzler Bernhard von Bülow gelang 1902 eine Revision der Handelspolitik, die mit der Einführung neuer Zolltarife gekoppelt war. Hingegen scheiterte sein Nachfolger Bethmann-Hollweg 1910 beim Versuch der Reform des preußischen Dreiklassen-Wahlrechts, das in Preußen einen reaktionär-konservativen Kurs sicherte. Die inneren Spannungen zwischen den verschiedenen politischen Richtungen und Parteien nahmen damit weiter zu. Der bei Kriegsausbruch 1914 erzielte „Burgfrieden“, in dessen Rahmen auch die SPD den Kriegskrediten im Reichstag zustimmte, minderte die Gegensätzlichkeiten im Reich nur kurzfristig, bis sie sich in der Novemberrevolution 1918 entluden.

b) Die Arbeiterfrage

Ein zentrales gesellschaftspolitisches Problem des Kaiserreichs bildete die *Arbeiterfrage* oder sogenannte „soziale Frage“.¹ Sie betraf die Lage der von Unternehmern beschäftigten industriellen und landwirtschaftlichen Lohnarbeiter in ökonomischer, sozialer, politischer und moralischer Hinsicht. Hier waren Mißstände anzugehen, die sich im Widerspruch zu den Forderungen von Gerechtigkeit und Humanität im Einzel- und Familienleben, zu den anerkannten Grundrechten der Persönlichkeit und zu den kulturellen Zielen des Staates entwickelt hatten. In Deutschland organisierten sich die Betroffenen zunächst in dem von Ferdinand Lassalle 1863 gegründeten Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein. 1869 konstituierte sich auf einem allgemeinen Arbeiterkongreß

in Eisenach unter der Führung von Wilhelm Liebknecht und August Bebel als zweite, wesentlich radikalere Kraft die Sozialdemokratische Arbeiterpartei, deren Programm von der seit 1866 bestehenden, revolutionär ausgerichteten Internationalen Arbeiterassoziation geprägt war. 1875 gelang auf dem Gothaer Kongreß die Verschmelzung mit dem bei der Reichstagswahl von 1874 etwa gleich starken Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein zur Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands (SAP). Ihr publizistisches Hauptorgan war der „Volksstaat“ (später „Vorwärts“). Die unter dem „Sozialistengesetz“ zwischen 1878 und 1890 im Untergrund und aus dem Ausland agierende Partei (ihr wichtigstes Organ war der seit 1879 in Zürich erscheinende „Sozialdemokrat“), seit 1880 definitiv von den Anarchisten getrennt, gab sich nach Erlöschen des Ausnahmegesetzes 1891 in Erfurt ein neues Programm. In diesem wurden einerseits Forderungen gestellt, die auf der Grundlage der bestehenden Gesellschaftsordnung verwirklicht werden sollten (z. B. allgemeines gleiches und direktes Wahl- und Stimmrecht, Sicherung der Meinungsäußerungs- und Vereinsfreiheit, öffentliche und private Gleichberechtigung der Frauen, Weltlichkeit der Schule, Unentgeltlichkeit der Rechtspflege und aller ärztlichen Hilfeleistungen, stufenweise steigende Einkommens- und Vermögenssteuer), andererseits Kampfziele formuliert, wie sie sich aus dem von Karl Marx begründeten historischen Materialismus ergaben. Diese doppelte Ausrichtung enthielt bereits den Keim zu Kontroversen um ein gegenwartsbezogenes Reformprogramm innerhalb der sich nun „Sozialdemokratische Partei Deutschlands“ (SPD) nennenden politischen Organisation der Arbeiterbewegung. Gegenüber Vorschlägen für ein reformistisches Agrarprogramm (Eduard David), mit dem auch die Bauern für die Partei gewonnen werden könnten, hielt Karl Kautsky an der Theorie der kapitalistischen Besitzkonzentration fest und verweigerte die Zustimmung zu Schutzmaßnahmen für die Landwirtschaft, weil diese nur die Ideologie der Eigentümer fördern würden. Die in der zweiten Hälfte der 1890er Jahre einsetzende Phase wirtschaftlichen Wachstums gab dem „Revisionismus“, d. h. der Infragestellung der Prinzipien der insbesondere von Marx und Engels entwickelten sozialistischen Weltanschauung, starken Auftrieb. Führender geistiger Kopf dieser innerparteilichen Opposition war Eduard Bernstein. Er kritisierte den „revolutionären Attentismus“, also die Erwartung eines in Kürze bevorstehenden Zusammenbruchs der bürgerlichen Gesellschaft („Kladderadatsch“) und eine dieser Erwartung entsprechende politische Taktik; er kritisierte des weiteren das einfache marxistische Schema der Klassengegensätze und stellte sich auf den Standpunkt des unteilbaren Prinzips der Volkssouveränität; er bekundete, daß er „außerordentlich wenig“ Interesse am sog. „Endziel des Sozialismus“ habe: „Dieses Ziel, was immer es sei, ist mir gar nichts, die Bewegung alles. Und unter Bewegung verstehe ich sowohl die allgemeine Bewegung der Gesellschaft, d. h. den sozialen Fortschritt, wie die politische und wirtschaftliche Agitation und Organisation zur Bewirkung dieses Fortschritts.“² Zu dieser Position war Bern-

stein nicht zuletzt durch das Studium der Schriften Friedrich Albert Langes, die ihn ein engeres Verhältnis zum Neukantianismus finden ließen, und die Verbindung mit dem ebenfalls im Londoner Exil lebenden Polen Stanislaus Mendelson geführt worden.³ Den radikalen Gegenpart zu diesem Reformismus, der sich in der konkreten Parteipolitik zu einem „Praktizismus“ (Ignaz Auer) auswachsen konnte, bildete u. a. die junge Rosa Luxemburg, die auf neue Wege eines revolutionären Aktivismus setzte und dabei den Kampf um die Sozialreform als das Mittel für den Zweck der sozialen Umwälzung ansah.⁴ Wenn auch die Delegierten des Dresdener Parteitags von 1903 mit überwältigender Mehrheit die von Bebel und Kautsky vorgegebene Parteilinie bestätigten, gab es im Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg immer wieder heftige Auseinandersetzungen zwischen Reformisten, Radikalen und Zentristen, die von Ereignissen wie der russischen Revolution 1905, dem Rückschlag bei den Reichstagswahlen 1907, dem Scheitern der Wahlreform in Preußen 1910 oder von außenpolitischen Aktionen der Reichsregierung ausgelöst wurden. Während des Ersten Weltkriegs kam es im Blick auf den umstrittenen nationalen „Burgfrieden“ zu immer stärkeren Spannungen in der Partei, die im März 1916 die Bildung einer „Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft“ von oppositionellen Reichstagsabgeordneten der SPD und im April 1917 die Gründung der „Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands“ (USPD) zur Folge hatten.

Neben dem marxistisch geprägten Sozialismus gab es in der zweiten Hälfte der 1870er Jahre vorübergehend den sog. *Staatssozialismus*, eine konservative Richtung, die auf ein Bündnis zwischen Monarchie und viertem Stand setzte, um die Herrschaft der Bourgeoisie zu brechen und mit Hilfe des Staates die berechtigten Forderungen der Arbeiterschaft durchzusetzen. An die staatssozialistischen Ideen von Karl Rodbertus knüpften später auch undoktrinäre liberale Nationalökonomien um Gustav (von) Schmoller an. Einen „christlichen Sozialismus“ vertraten in Deutschland Adolf Wagner, der Hofprediger Adolf Stoecker und der Politiker Friedrich Naumann, letzterer u. a. im „Evangelisch-sozialen Kongress“ (gegen dessen konservativen Mitbegründer Stoecker) und in dem 1896 gegründeten Nationalsozialen Verein. – In der Sozialzyklika „Rerum novarum“ (1891) betonte Leo XIII. das Recht auf Privateigentum, die Solidarität als Verantwortung aller für den Einzelnen und des Einzelnen für alle sowie die Subsidiarität.

Von großer praktischer Bedeutung war das *Genossenschaftswesen*. Während Hermann Schulze-Delitzsch die gewerblichen Genossenschaften förderte (1859 Gründung des ersten deutschen Gewerbeverbandes) und Friedrich Wilhelm Raiffeisen die bäuerliche Genossenschaftshilfe anregte, setzte Ferdinand Lassalle auf Produktivgenossenschaften, von denen er eine Lösung der sozialen Frage erhoffte. Prinzipiell waren in der Idee der Genossenschaft das Prinzip der Selbsthilfe und der Gedanke der Gesellschaftsreform verbunden, doch favorisierten die Liberalen bei grundsätzlicher Anerkennung des kapitalisti-

schen Wirtschaftssystemen den demokratisch organisierten Zusammenschluß kleiner wirtschaftlicher Interessenträger, während aus sozialistischer Sicht die Genossenschaften als Formen kooperativ verwalteter und kontrollierter Vermögen und Wirtschaftsaktivitäten das Profitprinzip unterwandern sollten.

c) *Judentum und Antisemitismus*

Wie zuvor schon in anderen deutschen Staaten war 1812 auch in Preußen den Juden das Bürger-, Niederlassungs- und Grunderwerbsrecht zugestanden worden.⁵ Da jedoch Art. 16 der Schlußakte des Wiener Kongresses jedem Staat erlaubte, diese bürgerliche Gleichstellung zurückzunehmen, und die Revolution von 1848/49 scheiterte, kam der Prozeß der rechtlichen Emanzipation der Juden im Deutschen Reich erst mit der 1871 erfolgten Übernahme eines für den Norddeutschen Bund 1869 erlassenen Gesetzes ins Ziel, welches „alle noch bestehenden, aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte“ aufhob. Damit war allerdings die faktische Gleichberechtigung der Juden, z. B. bei der Besetzung von Staatsstellen, noch keinesfalls gewährleistet.

Der Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft verlangte auch innerhalb des Judentums Reformen. Der führende Rabbiner Abraham Geiger betonte die prophetische Tradition und ihre Mahnung zu sozialer Gerechtigkeit, er setzte sich für eine wissenschaftlich erarbeitete Unterscheidung zwischen den fundamentalen und marginalen Elementen jüdischer Religiosität ein und war Mitbegründer der liberal ausgerichteten „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“, die 1872 in Berlin begründet, allerdings 1882 auf eine „Lehranstalt“ zurückgestuft wurde. Zacharias Frankel, seit 1854 Direktor des Jüdisch-theologischen Seminars in Breslau, vertrat hingegen ein „positiv-historisches Judentum“ mit einem unantastbaren Kern von Offenbarungswahrheiten und der Verpflichtung auf die Pflege traditioneller Rituale. Die streng orthodoxe Tradition wurde von Samson Raphael Hirsch erneuert, der seit 1851 Rabbiner der „Israelitischen Religionsgesellschaft“ in Frankfurt/M. war. Er maß der genauen Beachtung der Gebote der Tora größte Bedeutung zu, räumte aber zugleich der allgemeinen Bildung einen hohen Stellenwert ein.

Schon wenige Jahre nach der rechtlichen Gleichstellung der Juden im Deutschen Reich machte sich wieder antijüdischer Haß bemerkbar, in dessen Verlautbarungen⁶ nun unter dem Namen des *Antisemitismus* die Judenfeindschaft auch biologisch begründet wurde, insbesondere im Rückgriff auf die Rassen-theorie, die Joseph Arthur de Gobineau in seinem „Essai sur l'inégalité des races humaines“ (1853–1855) entwickelt hatte. Verhängnisvoll war auch das Wirken des evangelischen Hof- und Dompredigers Adolf Stoecker, der 1878 die antisemitische Christlich-Soziale Arbeiterpartei gründete und mit seinen Predigten und Reden, nicht zuletzt unter Berufung auf Luther, antijüdische Ausschreitungen provozierte. Mit seinen antisemitischen Parolen versuchte er,

von der Wirtschaftskrise betroffene Mittelstandskreise und Arbeiter wieder für Thron und Altar einzunehmen. Heinrich (von) Treitschke, dem Berliner Historiker, war es vorbehalten, 1879 mit einem Artikel „Unsere Aussichten“ in den von ihm herausgegebenen Preußischen Jahrbüchern den Antisemitismus an die Universitäten und ins Bildungsbürgertum zu tragen. Der Artikel erregte größtes Aufsehen. In den durch ihn ausgelösten, außerordentlich heftigen „Berliner Antisemitismusstreit“⁷ waren zahlreiche jüdische Intellektuelle involviert, u. a. Hermann Cohen; unter den christlichen Kritikern an Treitschkes national begründetem Antisemitismus ragt sein Berliner Kollege Theodor Mommsen heraus. Aber die stehende Wendung „die Juden sind unser Unglück“ – „Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder nationalen Hochmuts mit Abscheu von sich weisen würden“, von Treitschke in den Mund gelegt – war geboren und hatte dem Antisemitismus den „Kappzaum der Scham ... abgenommen“ (Mommsen). 1881 wurde Bismarck eine von über 200 000 Deutschen unterschriebene Petition übergeben, die das Verbot jüdischer Einwanderung, die Entfernung von Juden aus Staats- und Lehrämtern sowie eine besondere Registrierung für Juden forderte – der Reichskanzler ignorierte sie allerdings. Ein weiteres Beispiel der sich immer heftiger äussernden antisemitischen Mentalität waren die Hetzschriften des Orientalisten Paul de Lagarde, u. a. „Juden und Indogermanen“ (1888), in denen er Industrialisierung, Liberalismus und „Verjudung“ verknüpfte und die Rettung der Menschheit von der Beseitigung der Juden abhängig machte. In der Politik wurde der Antisemitismus offiziell meist abgelehnt, aus taktischen Gründen aber auch zeitweilig unterstützt; nur die Sozialdemokraten bekämpften ihn kompromißlos. Veranlaßt durch Raphael Löwenfelds Broschüre „Schutzjude oder Staatsbürger?“ kam es 1893 auf jüdischer Seite zur Gründung des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“, der sich unter der Zielsetzung von Aufklärung und Rechtsschutz der Selbstverteidigung des deutschen Judentums verschrieb und dabei eine zahlreiche Anhängerschaft fand. Die Prämissen des Vereins wurden allerdings von der zionistischen Bewegung unter Theodor Herzl in Frage gestellt, der die einzige Lösung der „Judenfrage“ in der Schaffung einer „öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte“ für jene Juden sah, „die sich nicht assimilieren wollen oder können“. Trotz der Dreyfus-Affäre in Frankreich, unter deren Eindruck Herzl sein Buch „Der Judenstaat“ (1896) verfaßte, erfuhr der Zionismus, insbesondere das Projekt eines eigenen jüdischen Staates, in Deutschland bis in den Ersten Weltkrieg – von Seiten der Orthodoxie wie des Centralvereins – mehr Kritik als Zustimmung, zumal sich auch in der zionistischen Bewegung die „Radikalen“, welche die Übersiedlung nach Palästina forcierten, und die „Revisionisten“, welche jüdisches und deutsches Nationalgefühl für verbindbar hielten, gegenüber standen. Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs zeigten sich die deutschen Juden, wenngleich nicht ausnahmslos, als opferbereite Patrioten; erst 1916/17 zerbröckelte auch auf dieser Seite die nationale Einheitsfront, nachdem der

Antisemitismus wieder aufgelebt war und insbesondere ein Erlaß zur Feststellung des Anteils der Juden im Heer auf jüdischer Seite Empörung ausgelöst hatte.⁸

d) *Wissenschaften und Technik*

In der Zeit von 1871 bis 1914 erlebten Wissenschaften und Technik weltweit einen in diesem Umfang bisher unbekanntem Aufschwung. Wissenschaftstheoretisch betrachtet war diese progressive Entwicklung durch die Abwendung von einer „durch die Bestimmungen ‚Allgemeinheit‘, ‚Notwendigkeit‘ und ‚Wahrheit‘ definierten“ Wissenschaft gekennzeichnet.⁹ Experimentelle Forschung wurde nun zum eigentlichen Merkmal von Wissenschaft, nicht mehr die Ausrichtung an allgemeinen Aussagesystemen, d. h. am Vorbild einer *scientia more geometrico demonstrata*. Das sich auch in Deutschland, nicht zuletzt unter dem Einfluß von John Stuart Mills induktiver Logik, nach 1850 durchsetzende Wissenschaftskonzept zeigt folgende Züge:

1) Wissenschaft wird von ihren Verfahren her, d. h. prozedural, verstanden und gilt damit wesentlich als Forschung.

2) Experimentelle Forschung hat den Primat vor der Theorie. Prämiert wird die Innovation: Es charakterisiert den guten Wissenschaftler, innovativ zu sein. Und die Theorien müssen sich in der Erfahrung bewähren – sie sind nur noch „Zwischenstationen auf dem Weg der Erkenntnis“, nämlich induktiv gewonnene Systematisierungen, die neue Experimente verlangen.¹⁰

3) Disharmonien zwischen Theorie und Erfahrung bzw. Lücken oder Widersprüche in der Theorie veranlassen nicht mehr zum Überschreiten der naturwissenschaftlichen Theorie auf eine metaphysische Naturphilosophie hin, sondern zu einer Reinigung der Theorie von kryptometaphysischen Elementen. Die Konsequenzen sind: die Abkehr vom Essentialismus sowie von idealistischen *und* materialistischen Ausdeutungen; die Eliminierung des Kraftbegriffs; die Einführung von Naturkonstanten; die Hinwendung zu „phänomenologischen“ Ansätzen in der Physik.

4) Die Dynamisierung unter dem Prinzip „Erfahrung“ löst nicht nur das stationäre System wissenschaftlicher Wahrheiten in den zeitlichen Prozeß wissenschaftlicher Erkenntnisfindung auf, sondern läßt auch den Gegenstand der Wissenschaften unter Zeitbedingungen geraten: Die Evolutionstheorie Darwins führt den Primat der temporalen Ordnung in die Biosphäre ein; mit der Thermodynamik wird der Unterschied zwischen reversiblen und irreversiblen Prozessen zu einem fundamentalen Zug des Naturgeschehens.¹¹

Bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzog sich, was wir im Anschluß an Husserl als „Verwissenschaftlichung der Lebenswelt“ bezeichnen: Die Wissenschaften samt ihrer technischen Verwertung begannen, alle Bereiche der Lebenswelt zu durchdringen – angefangen von der Elektrifizierung der Haushalte über die experimentalwissenschaftliche Ausrichtung der Medizin

und die Sozialstatistik bis zur quasireligiösen Anhänglichkeit an den wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt. Die Penetration der Wissenschaften in den Alltag ging noch über ihren instrumentalen Gebrauch in Form technischer Verbesserungen des Lebens hinaus, denn der technische Erfolg machte Wissenschaft auch bald zur Legitimationsinstanz bzw. Sinnquelle, besonders spürbar im Sozialdarwinismus und der durch ihn genährten Moral. Der ungemein tiefgehende praktische Einfluß der wissenschaftlichen Weltzuwendung veränderte aber auch die Wissenschaft selbst. Als „eine der wichtigsten Determinanten der Industrialisierung“ wurde sie selbst von einem Industrialisierungsprozeß erfaßt, der sich in Professionalisierung, Spezialisierung und industrieähnlicher Organisation in Großinstituten (wie den Kaiser-Wilhelm-Instituten) äußerte.¹²

*Technik*geschichtlich ist auf die folgenden Ereignisse bzw. Erfindungen hinzuweisen. Der Ausbau des Eisenbahnnetzes brachte einschneidende Veränderungen des alltäglichen Lebens mit sich, und schon wurden die Motoren künftiger Verkehrsträger konstruiert: der Viertaktmotor mit Gas durch Otto (1876), derselbe mit Benzin durch Daimler und Maybach (1884), der Dieselmotor durch Diesel (1892/97), und die Prototypen der neuen Vehikel gebaut: die Elektrolokomotive durch Siemens (1879), der Kraftwagen durch Daimler und Benz (1885), das Luftschiff durch Zeppelin (1900); 1903 starteten die Gebrüder Wright zum ersten Motorflug. Revolutionär waren auch die Erfindungen in der Nachrichtentechnik (Telefon 1876, drahtlose Telegraphie 1896, Bildtelegraphie 1904), in der Drucktechnik, in der Fotografie und im Bereich technischer Verfahren (z. B. Betonguß 1906). Medizinisch wurde die antiseptische Wundbehandlung eingeführt; Koch entdeckte den Tuberkel-Bazillus (1882), Behring stellte 1893 ein Diphtherie-Serum her und vieles andere mehr. In der Chemie gelang Bayer 1878 die Indigo-Synthese, Haber und Bosch 1913 die Ammoniak-Synthese; Hofmann produzierte 1909 erstmals synthetischen Kautschuk.

Die *Mathematik* des 19. Jahrhunderts bemühte sich generell um Präzisierung ihrer eigenen Begriffe (z. B. im Grenzwertbegriff) und schuf neue Disziplinen wie Topologie und Mengenlehre. Wichtige Beiträge zum Zahlbegriff und zur Axiomatik des Zahlensystems lieferten Gottlob Frege, Richard Dedekind und Giuseppe Peano; zur Funktionentheorie Bernhard Riemann und Karl Weierstraß. In der Algebra hatten die Einführung des abstrakten (endlichen) Gruppenbegriffs durch Arthur Cayley (1854) und die axiomatische Körpertheorie von Heinrich Weber (1893) eine Interessenverlagerung auf abstrakte Strukturen zur Folge. Mit den Versuchen, das Euklidische Parallelaxiom zu beweisen, entwickelten Carl Friedrich Gauß, János Bolyai und Nikolaj Lobačevskij Sätze einer nicht-euklidischen Geometrie (Winkelsumme im Dreieck größer als zwei Rechte: elliptische Geometrie; Winkelsumme kleiner als zwei Rechte: hyperbolische Geometrie). Dadurch wurde u. a. die Beschäftigung mit Fragen der Axiomatik stark angeregt. Die Entwicklung der Mengenlehre durch Georg Cantor wirkte sich nicht nur auf Analysis und Topologie aus, sondern führte auch angesichts der aus ihr abgeleiteten Widersprüche zu

einer Grundlagenkrise der Mathematik, auf die David Hilbert in seinen „Grundlagen der Geometrie“ (1900) mit einer widerspruchsfreien axiomatischen Theorie antwortete, durch die das Problem der Widerspruchsfreiheit in die Analysis verlagert wurde.

Der historisch erste Schritt in der *physikalischen Grundlagendiskussion* des 19. Jahrhunderts bestand in der Thematisierung der *Wirklichkeit*, auf die sich physikalische Theorien richten, und damit des Erklärungsanspruches der Physik überhaupt. „Der bisherige ‚Realismus‘ der Naturwissenschaft wird durch einen ‚Phänomenalismus‘ verdrängt, der nicht nur die Lösbarkeit, sondern selbst den Sinn bestimmter Aufgaben, die sich das physikalische Denken gestellt hatte, bestreitet.“¹³ So setzte Gustav Kirchhoff 1876 in seinen „Vorlesungen über mathematische Physik“ der Mechanik ausdrücklich das Ziel, statt nach einer Erklärung der Naturphänomene zu suchen, eine vollständige *Beschreibung* aller in der Natur vorkommenden Bewegungen zu geben, diese Beschreibung aber auf einfachste Weise, also nach dem Prinzip der Denkökonomie, zu gestalten.¹⁴ Ernst Mach unterbaute diese methodologische Restriktion mit einem spezifischen Positivismus und konzipierte so, was er selbst in seinem Werk „Die Prinzipien der Wärmelehre“ *phänomenologische Physik* nannte – in Absetzung von der „mechanischen Physik“.¹⁵ So verstandene Physik erforscht die Wirklichkeit, wie sie uns in elementaren Daten sinnlich gegeben ist, durch den Aufweis der kausalen Verknüpfungen zwischen diesen Daten. Kausale Verknüpfungen aber sind nicht notwendig mechanischer Art. Cassirer bezeichnet es als das entscheidende Moment in Machs wie Kirchhoffs Position, daß der Mechanik nun ausdrücklich der Status, erste Wirklichkeitswissenschaft zu sein, bestritten wird. Diese Relativierung der Mechanik ist nichts anderes als ein Reflex der sich aufdrängenden und schließlich gelingenden Vereinheitlichung der physikalischen Teildisziplinen. Hatte Helmholtz noch 1869 den Energieerhaltungssatz als Bestätigung für das Ziel der Naturwissenschaft gewertet, „die allen anderen Veränderungen [Wärme, Licht und Elektromagnetismus] zugrundeliegenden Bewegungen und deren Triebkräfte zu finden, also sich in Mechanik aufzulösen“,¹⁶ so stand die vermeintliche Erreichung dieses Ziels am Ende des Jahrhunderts im Zeichen der Maxwellschen Gleichungen und der Hauptsätze der Thermodynamik. Cassirer faßt Machs Kritik an der mechanischen Physik wie folgt zusammen: „Die Mechanik beschäftigt sich mit der Körperwelt, also mit dem, was uns in den sichtbaren und tastbaren Qualitäten gegeben ist. Aber nichts berechtigt uns und nichts zwingt uns dazu, dieser Reihe von Qualitäten irgend eine privilegierte Stellung in unserem wissenschaftlichen Weltbilde einzuräumen.“¹⁷

Mit der Ausrichtung auf eine „phänomenologische“ Physik war bereits, wenn auch noch verdeckt, ein Streitpunkt namhaft gemacht, der über die Wende zum 20. Jahrhundert hinaus virulent bleiben sollte: die Auseinandersetzung zwischen Atomistik und Energetik. Machs Konzept befreite wohl die Physik auch metatheoretisch vom Ballast der Substanzmetaphysik, indem sie mit der

Vorstellung, Erscheinungen, z. B. elektrischen Wellen, müßten stoffliche Träger zugeschrieben werden (elektrische Materie, Wärme- und Lichtstoff), auf-räumte. Aber Mach schoß weit über dieses Ziel hinaus, wenn er auch den Atombegriff selbst dieser Kritik unterwarf und der modernen Atomistik vorhielt, „die Substanzvorstellung in ihrer naivsten und rohesten Form ... zur Grundvorstellung der Physik zu machen“.¹⁸ Er warnte die Naturwissenschaft davor, „in ihren selbstgeschaffenen veränderlichen ökonomischen Mitteln, den Molekülen und Atomen, *Realitäten* hinter den Erscheinungen zu sehen“, er glaubte auch, daß die Naturwissenschaft dahin gelangen werde, „das Mosaikspiel mit Steinchen“ schließlich aufzugeben.¹⁹ Sein Gegenspieler Ludwig Boltzmann äußerte sich 1886 noch recht vorsichtig: „Alle Beobachtungen weisen übereinstimmend auf Dinge von solcher Kleinheit, daß sie nur zu Millionen geballt unsere Sinne zu erregen vermögen. Wir nennen sie Atome und Moleküle ... Daß derartige winzige Einzeldinge bestehen, deren Zusammenwirken erst die sinnlich wahrnehmbaren Körper bildet, ist freilich nur eine Hypothese ... Vielleicht wird die atomistische Hypothese einmal durch eine andere verdrängt werden, vielleicht, aber nicht wahrscheinlich.“ Bereits zehn Jahre später betonte Boltzmann „die Unentbehrlichkeit der Atomistik in der Naturwissenschaft“.²⁰ Die atemberaubende Kette der in der zweiten Hälfte der 1890er Jahre gemachten experimentellen Entdeckungen (z. B. der Röntgen- und der radioaktiven Strahlung) führte zwingend zur Wiederentdeckung des Atomismus (der Elektrizität und der Materie) in der Physik. Angesichts der indirekten experimentellen Nachweise der Existenz von Atomen mußten sich schließlich auch Ernst Mach und Wilhelm Ostwald, der Hauptvertreter der „Energetik“, geschlagen geben. Die Arbeiten über radioaktive Strahlung (Henri Becquerel, Marie und Pierre Curie, Ernest Rutherford) führten zu Hypothesen über die Struktur des Atoms, die sich im sog. Planetenmodell verdichteten (Jean Baptiste Perrin 1901, Rutherford 1911), das Niels Bohr zu dem nach ihm benannten Atommodell modifizierte, indem er die 1900 von Max Planck entwickelte Quantentheorie der Strahlung einbrachte.

Der Atomistik-Streit barg jenseits seiner experimentellen Entscheidbarkeit eine interessante, generell auf wissenschaftliche Hypothesenbildung und damit auf das Verhältnis von Empirie und Theorie bezogene Kontroverse. Allerdings verlief die Linie zwischen den Streitparteien hier anders als in der Auseinandersetzung zwischen Atomisten und Energetikern, auch die Kontrahenten waren andere. Den Ausgangspunkt bildete die Distanzierung von metaphysischen Restbeständen in der physikalischen Theorie. Diesen Kurs verfolgte schon Robert Mayer, wenn er – anders als Helmholtz – den Energieerhaltungssatz rein energietheoretisch, mit deutlicher Zurückhaltung gegenüber der Annahme von „Kräften“, interpretierte. Der seit der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Lübeck 1895 und dem dort von Ostwald gehaltenen Vortrag über „Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus“ mit aller Schärfe geführte und bald ins Weltanschauliche mün-

dende Streit zwischen Energetik und Mechanismus bzw. Materialismus hatte sein Zentrum in prinzipiellen Problemen der Naturerkenntnis. Wenn für die *allgemeine* theoretische Physik weder Atome noch Energie existieren sollten, sondern einzig die aus Beobachtungsgruppen unmittelbar hergeleiteten Erfahrungen, an die sich die Theorie anzupassen hätte,²¹ dann stellte sich die Frage, ob es unter diesen Bedingungen überhaupt noch möglich schien, eine strenge physikalische Theorie aufzustellen. Der Lösung dieses Problems nahm sich Heinrich Hertz in den Vorbetrachtungen zu seinen 1894 erschienenen „Prinzipien der Mechanik“ an. Es war gewissermaßen der denkbar beste Fall, daß gerade dieser bewährte Empiriker, dem 1886 der experimentelle Nachweis der elektromagnetischen Wellen gelungen war, gegen die „phänomenologische“ Physik Machs antrat. Hertz teilte dessen Vorbehalte gegen die ontologische Deutung physikalischer Grundbegriffe, auch er verstand diese als „Bilder“, jedoch in einem anderen Sinne als Mach. Zur Ableitung der Voraussicht auf zukünftige Erfahrungen brachte er folgendes Verfahren in Vorschlag: „Wir machen uns innere Scheinbilder oder Symbole der äußeren Gegenstände, und zwar machen wir sie von solcher Art, daß die denotwendigen Folgen der Bilder stets wieder die Bilder seien von den naturnotwendigen Folgen der abgebildeten Gegenstände ... Ist es uns einmal geglückt, aus der angesammelten bisherigen Erfahrung Bilder von der verlangten Beschaffenheit abzuleiten, so können wir an ihnen, wie an Modellen, in kurzer Zeit die Folgen entwickeln, welche in der äußeren Welt erst in längerer Zeit oder als Folgen unseres eigenen Eingreifens auftreten werden ... Die Bilder, von welchen wir reden, sind unsere Vorstellungen von den Dingen; sie haben mit den Dingen die *eine* wesentliche Übereinstimmung, welche in der Erfüllung der genannten Forderung liegt, aber es ist für ihren Zweck nicht notwendig, daß sie irgend eine weitere Übereinstimmung mit den Dingen haben. In der Tat wissen wir auch nicht, und haben auch kein Mittel zu erfahren, ob unsere Vorstellungen von den Dingen mit jenen in irgend etwas anderem übereinstimmen, als allein in eben jener *einen* fundamentalen Beziehung.“²² Der wichtige Unterschied zu Mach bestand darin, daß Hertz der theoretischen Aktivität einen wesentlich größeren Freiraum gewährte, indem er die physikalischen Grundbegriffe als *Entwürfe* („Scheinbilder oder Symbole der äußeren Gegenstände“) auffaßte, nicht bloß als allgemeine Namen für eine Summe sinnlich gegebener Tatbestände. Welche Bedeutung der theoretischen Aktivität zukommt, zeigte sich ihm in der Variation des „Bildes“ der mechanischen Naturvorgänge zu den Konzepten der klassischen Mechanik, der Energetik und seinem eigenen „Bild“.²³

Um 1900 schien die gesamte unbelebte Natur physikalisch auf mathematisch formulierte Prinzipien zurückgeführt und mit den Axiomen der Mechanik, den Hauptsätzen der Thermodynamik und den Maxwellschen Gleichungen zureichend beschrieben. Teils ausgelöst von, teils parallel zu den experimentellen Untersuchungen der 1890er Jahre wurden nun aber in der theoretischen Physik Probleme virulent, deren Bearbeitung zu einem Umsturz

des Weltbildes der klassischen Physik führen sollte: das Problem des kontinuierlichen Spektrums der Wärmestrahlung und das Problem der Invarianz der Lichtgeschwindigkeit. Das erste Problem fand seine Lösung in Plancks Quantentheorie, das zweite führte Albert Einstein 1905 zur Formulierung der Speziellen Relativitätstheorie. Letztere basiert auf zwei Prinzipien: der Invarianz der Gesetze der Elektrodynamik in verschiedenen „Galileischen Bezugssystemen“ und der Invarianz der Lichtgeschwindigkeit im Vakuum, unabhängig vom Bezugssystem des Beobachters. Von diesen Prinzipien ausgehend kam Einstein zum Schluß, daß die Bestimmung der Gleichzeitigkeit und der Dauer eines Ereignisses nur relativ zum Bezugssystem des Beobachters möglich ist, ebenso daß es keinen absoluten Raum gibt und die Annahme eines Äthers überflüssig ist.²⁴

Auch die *Biologie* erfuhr in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in allen ihren Teilbereichen eine eingreifende Umgestaltung.²⁵ Anatomie und Morphologie wurden deutlicher von der Physiologie abgegrenzt, die experimentelle Physiologie – durch die physikalische und chemische Forschung gefördert – stand in Hochblüte und hatte mit Johannes Müller, Hermann von Helmholtz und Emil Du Bois-Reymond bedeutende Vertreter in Deutschland. Die Vererbungsforschung erhielt durch die vom Augustinermönch Gregor Johann Mendel entdeckten Vererbungsregeln wesentliche Impulse. Das biologiegeschichtlich bedeutendste Ereignis aber war die Veröffentlichung von „On the Origin of Species by Means of Natural Selection“ (1859): *Charles Darwin* führte in diesem Buch die Entstehung der Arten auf zwei Prinzipien zurück, a) auf die erbliche Variabilität der Lebewesen (unter Zulassung lamarckistischer Mechanismen bei der Vererbung erworbener Eigenschaften) und b) auf die Überproduktion an Nachkommen, von denen im „Kampf ums Dasein“ (struggle for life) diejenigen am ehesten überleben, die ihrer Umwelt am besten angepaßt sind (survival of the fittest). Auf größtes Interesse stieß auch sein späteres Buch „The Descent of Man, and Selection in Relation to Sex“ (1871), in dem er das Problem der Evolution des Menschen behandelte. Insgesamt revolutionierten Darwins Theorien das Bild der Welt, insbesondere der organischen Natur einschließlich des Menschen, indem sie sich von der bis dahin geläufigen teleologischen Betrachtungsweise des Lebendigen und ihren theologischen Implikationen verabschiedeten und die in der Natur zu beobachtende Zweckmäßigkeit auf Wirkursachen zurückführten. Auch die Vorstellung, daß jede Art gesondert geschaffen worden sei, mußte der Theorie der gemeinsamen Abstammung Platz machen. Neben der breiten wissenschaftlichen Diskussion, in der Korrekturen, Ergänzungen und Verfeinerungen an Darwins Theorien angebracht wurden, entfaltete sich bis weit ins 20. Jahrhundert hinein eine enorme öffentliche Debatte, wie sie seit Kopernikus' und Galileis Zeiten nicht mehr ausgelöst worden war.

Die größte Publikumsresonanz fanden dabei die Beiträge des Zoologen *Ernst Haeckel*. Er hatte sich mit seiner „Generellen Morphologie“ von 1866 einen

wissenschaftlichen Namen gemacht, er war auch durch die Beschreibung von etwa 4000 neuen Arten von Meerestieren hervorgetreten. Einen besonderen Ruf erwarb er sich jedoch durch die Propagierung der Darwinschen Evolutionstheorie, die er als erster bedeutender Biologe in Deutschland übernahm und u. a. durch die Begriffe Phylo- und Ontogenese, die Aufstellung phylogenetischer Stammbäume und die Einbettung des Menschen in die Evolution bereicherte. Die Wirkung seiner diesbezüglichen Arbeiten wurde aber durch seine philosophisch-weltanschaulichen Publikationen, vor allem durch sein ungeheuer erfolgreiches Buch „Die Welträthsel“, bei weitem übertroffen. Dessen Untertitel umreißt auch schon das Programm: „Gemeinverständliche Studien über Monistische Philosophie“. Bezüglich der von Emil Du Bois-Reymond 1880 in seiner berühmten Rede formulierten 7 Welträtsel (Wesen von Materie und Kraft, Ursprung der Bewegung, erste Entstehung des Lebens, zweckmäßige Einrichtung der Natur, Entstehen der einfachen Sinnesempfindung, Ursprung der Sprache, Willensfreiheit) wollte Haeckel „für weitere gebildete Kreise“ ausführen, „wie weit wir uns gegenwärtig deren Lösung genähert haben“.²⁶ Dem Buch liegt nach Spinozas Vorbild eine pantheistische Weltkonzeption zugrunde, in der es nur eine einzige universelle Substanz gibt, die sich in Materie und Energie ausdrückt und nach dem allgemeinen Kausalgesetz geordnet ist. Die Entwicklungsgeschichte des Menschen, Bestandteil der universalen Evolution, wird von Haeckel als Basis seiner naturalistischen Auffassung von Empfindung, Bewußtsein und Denken genommen. – Wenn der „Monismus“ ursprünglich das Stichwort für eine „aufgeklärte wissenschaftliche Reformvernunft“ war, so gewann er spätestens in den „Welträthseln“ den umfassenden Charakter einer Weltanschauung mit den quasireligiösen Kultusidealen des Wahren, Guten und Schönen; für Ethik und Gesellschaft propagierte Haeckel gemäßigte sozialdarwinistische Auffassungen.

Einen anderen Angelpunkt der öffentlichen Diskussion im Umfeld der biologischen Wissenschaft bildete der *Vitalismusstreit*, bei dem der Anatom Wilhelm Roux und der Zoologe Hans Driesch die Hauptkontrahenten waren. Im Interesse des Ausbaus der „Entwicklungsmechanik“ widmete sich Roux der „Vervollständigung der mechanischen Zweckmäßigkeitslehre“, lehnte also irgendein steuerndes Zweckprinzip ab und wollte auch die Lebensvorgänge, die er durch „Selbstregulation“ von den unbelebten Prozessen unterschieden sah, auf physikalisch-chemische Faktoren zurückführen. Innerhalb von Roux' mechanistischem Konzept nahm das Keimplasma, das „in Potenz das ganze entwickelte Lebewesen darstellt und unter typischen Umständen das ganze Individuum produziert“,²⁷ die Funktion wahr, die Driesch einem spezifischen Entelechie-Faktor zusprechen zu müssen glaubte. Als Wissenschaftler hatte sich Driesch u. a. durch seine Experimente am Seeigelkeim und die darauf gestützte These, daß sich der Seeigelkeim wie ein „harmonisch-äquipotentielles System“ verhalte, ausgewiesen. Seit 1895 trat er zur Erklärung seiner Beobachtungen neovitalistisch für die Annahme eines „Entelechie“ genannten Ganz-

heitsprinzips ein, mit dem er seine Lehre von der Autonomie des organischen Geschehens unterbaute und sich von der Rouxschen „Entwicklungsmechanik“ vollständig trennte.

Auch die *Psychologie* machte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedeutsame Entwicklungen durch. Für die das Seelenleben prägende Vorstellungsmechanik hatte schon Johann Friedrich Herbart statt der traditionellen „Vermögen“ mathematisch explizierbare Intensitätsverhältnisse zwischen den Vorstellungen in Anschlag gebracht. In kritischem Anschluß an ihn versuchten die Begründer der „Völkerpsychologie“, H. [Chajim] Steinthal und Moritz Lazarus, in den 1860er Jahren „die Gesetze zu entdecken, nach denen die innere, geistige oder ideale Tätigkeit eines Volkes – in Leben, Kunst und Wissenschaft – vor sich geht“.²⁸ Aber erst die Einführung naturwissenschaftlicher Methoden, vor allem im Bereich der Wahrnehmungspsychologie und der Sinnesphysiologie (Psychophysik), u. a. durch Ewald Hering, Hermann von Helmholtz und Gustav Theodor Fechner, bahnte der Psychologie den Weg zu einer empirischen Wissenschaft. Besonders wichtig waren in diesem Zusammenhang die Gründung des ersten psychologischen Laboratoriums an der Universität Leipzig durch Wilhelm Wundt (1879) und des anthropometrischen Laboratoriums durch Francis Galton in London (1884). Gegen die ‚atomistische‘ Ausrichtung dieser frühen experimentellen Psychologie machte dann die mit Christian von Ehrenfels’ Arbeit „Über Gestaltqualitäten“ (1890) inaugurierte Gestaltpsychologie Front, die sich vor allem in der Wahrnehmungs- und Denkpsychologie für längere Zeit fest etablieren konnte. Als Alternative zur „erklärenden“ (naturwissenschaftlichen) Psychologie konzipierte Wilhelm Dilthey in den 1890er Jahren eine „verstehende“ Psychologie, der später die von Edmund Husserl begründete phänomenologische Psychologie zur Seite trat. Im Ausgang von der Erforschung der Hysterie entwickelte Sigmund Freud um die Jahrhundertwende die *Psychoanalyse* als eine neue psychotherapeutische Methodik, die er bald zu einer allgemeinen Theorie seelischer Prozesse ausbaute und für das Verständnis der menschlichen Kultur fruchtbar zu machen suchte; nach 1910 breitete sich die psychoanalytische Bewegung rasch aus.

Nach früheren, noch ins 18. Jahrhundert zurückgehenden Ansätzen zu einer „sozialen Physik“ wurde im späteren 19. Jahrhundert auch das soziale Leben ein spezifischer Forschungsgegenstand, für den besondere Methoden und Techniken ausgearbeitet werden mußten. In Deutschland trat der Begriff der Staatswissenschaften hinter den der *Sozialwissenschaften* zurück, zu denen man die Soziologie, Vorläufer der Politologie, die Nationalökonomie und die Sozialpolitik rechnete. Die deutsche Soziologie war stark theoretisch ausgerichtet. Als bedeutende Vertreter der „formalen Soziologie“, welche die überzeitlichen Grundformen sozialer Beziehungen und Gebilde (Gemeinschaft und Gesellschaft, Konkurrenz, Streit, Freundschaft u. a.) untersuchte, sind vor allem Ferdinand Tönnies und Georg Simmel zu erwähnen. Größten Einfluß auf die For-

mierung der jungen Wissenschaft gewann Max Weber, der die Soziologie als eine Wissenschaft bestimmte, „welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will“,²⁹ sowohl mit seinen auf das Phänomen des Kapitalismus zentrierten frühen Arbeiten und den stärker generalisierenden Analysen (zusammengefaßt in „Wirtschaft und Gesellschaft“, 1922) als auch mit der Ausformulierung einer soziologischen Kategorienlehre.

Schließlich dürfen die *Geisteswissenschaften* nicht unerwähnt bleiben. Teils konnten sie an die bedeutenden Leistungen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts anknüpfen, teils erlebten sie mit dem Ausbau etablierter wie mit der Schaffung neuer Disziplinen, die auch an den Universitäten als Lehrfächer eingeführt wurden, einen bemerkenswerten Aufschwung; die klassische Philologie etwa errang Weltgeltung. Generell gehörten deutsche Forscher auf dem Gebiet der *klassischen Altertumswissenschaften* zu den führenden Köpfen ihrer Zeit; erwähnt seien nur die Historiker Eduard Meyer und Theodor Mommsen, der Philologe Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf sowie die Archäologen Heinrich Schliemann und Wilhelm Dörpfeld. Eine lebhaftere Entwicklung nahm auch die *Orientalistik*, deren Forschungsgebiet sich nicht auf den Vorderen Orient beschränkte, sondern sich auch auf Afrika, Indien und Ostasien erstreckte. Die *Kunstgeschichte* stand lange unter dem Einfluß Jacob Burckhardts, bis sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch Heinrich Wölfflin eine stärker formalen Kriterien verpflichtete Betrachtungsweise durchsetzte. Die Reihe namhafter Kunsthistoriker wuchs mit der Zahl der Lehrstühle. In der *Germanistik* hielt eine striktere, am Vorbild der Naturwissenschaften orientierte Methodik Einzug; erarbeitet wurden u. a. ein deutscher Sprachatlas, Wörterbücher der Mundarten und kritische Werkausgaben. Die großen Leistungen in der *Geschichtsschreibung* reichen von der Erforschung des Mittelalters mit der Arbeit an den *Monumenta Germaniae Historica* und den *Regesta Imperii* bis zur Begründung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte unter dem Einfluß des historischen Materialismus. Vermerkt werden muß allerdings auch, daß die namhaften Historiker Heinrich (von) Treitschke und Heinrich v. Sybel mit ihren Werken zur deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert die geschichtliche Rechtfertigung des unter preußischer Führung entstandenen kleindeutschen Nationalstaates betrieben. Kritisch gegenüber dieser parteilichen Geschichtsschreibung suchten am Ende des 19. Jahrhunderts Max Lenz, Erich Marcks und Hermann Oncken das Ranke'sche Ideal historischer Objektivität wieder zur Geltung zu bringen.

2. Der Neukantianismus als historische Erscheinung

a) Die Anfänge

Philosophie in Deutschland um 1870. – Im Jahre 1871 schilderte Friedrich Ueberweg den „gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Deutschland“ wie folgt: „Am verbreitetsten war ... während der letzten Decennien von den *philosophischen Schulen* die Hegel'sche, demnächst die Herbartsche; in der jüngsten Zeit hat der umbildende Rückgang theils auf Aristoteles theils auf Kant und die historisch-philosophische Betrachtung mehr Anhänger gefunden, als die nachkantischen Doctrinen. Schleiermacher hat grösseren Einfluss auf die Theologie, als auf die Philosophie gewonnen ... Von Einzelnen werden die Lehren Schopenhauer's, Beneke's, wie auch ... Anderer reproducirt und modificirt. Den Materialismus vertreten Vogt, Moleschott, Büchner, den Sensualismus Czolbe und Andere. Bei partiellem Anschluss an ältere Denker haben Trendelenburg, Fechner, Lotze, von Kirchmann, von Hartmann und Andere sich neue eigenthümliche Wege gebahnt.“³⁰ So skizzenhaft dieser Überblick ist und so unvollständig er aus neuerer Sicht erscheinen mag – er liefert doch Orientierungsmarken im Blick auf Tendenzen und Richtungen der zeitgenössischen Schulphilosophie samt ihren Vertretern. Die *Hegelsche Schule* hatte, sieht man von der Fortbildung des Linkshegelianismus zum historischen und dialektischen Materialismus ab, 1870 tatsächlich ihren Zenit überschritten. Neben der Kritik an Hegel als dem Philosophen der preußischen Restauration, wie sie besonders wirkungsvoll Rudolf Haym in seinem Buch „Hegel und seine Zeit“ (1857) vorgetragen hatte, ließen – wie Hermann Lübke überzeugend belegt – die politischen Umstände den „altliberale[n] Geist, der den Hegelianismus des Vormärz bewegt hatte“, unzeitgemäß werden. Hegel hatte im national ausgerichteten bürgerlichen Bildungsbewußtsein des neuen Kaiserreichs „unter Kant und Mozart, Goethe und Beethoven, Schiller und Darwin“ keinen Platz mehr.³¹ Opportunistischen Ausdruck fand die neue bürgerliche Ideologie in dem Bestseller „Der alte und der neue Glaube“ (1872) des ehemaligen Hegelianers David Friedrich Strauß. Auch die Versuche zur Anpassung der Hegelschen Logik an das gewandelte Selbstverständnis der Wissenschaften, insbesondere von der Natur, verfielen nicht mehr. Mit dem Niedergang des Hegelianismus verlor die Philosophie insgesamt das „Definitionsmonopol“ für den Begriff der Wissenschaft.

Von großer Virulenz war um 1870 immer noch der alte *Streit zwischen Idealismus und Materialismus*. Der berühmt-berüchtigte Materialismusstreit der 1850er Jahre hatte sich am Leib-Seele-Problem entzündet. In Auseinandersetzung mit den hierbei involvierten Vertretern des sogenannten Vulgärmaterialismus³² konzipierte Friedrich Engels nach 1870 einen „dialektischen“ Materialismus, der nicht in einem physikalischen Mechanismus aufging.³³ Auf

der anderen Seite war der von Immanuel Hermann Fichte und Christian Hermann Weiße auf einen christlichen Theismus hin zugeschnittene *Idealismus* auch noch im ersten Jahrzehnt des Kaiserreichs präsent; 1879 setzte der späte Gustav Theodor Fechner den Panentheismus und Panpsychismus als „Tagesansicht“ der Wirklichkeit deren „Nachtansicht“ entgegen, die für ihn die Naturwissenschaft mit der (materialistischen oder theistischen) Metaphysik teilte;³⁴ im gleichen Jahr erschien Rudolph Hermann Lotzes völlig neubearbeitete „Metaphysik“, in der er es unternahm, die allgemeinen Bedingungen allen Seins und Geschehens – im Bewußtsein einer letzten Undurchsichtigkeit – als geistige, organisch-teleologisch strukturierte Wirklichkeit zu fassen.³⁵

Lag zwar der Naturforschung der Zeit eine materialistische Orientierung näher als eine idealistische – nicht zuletzt aufgrund der abschreckenden Wirkung der Naturphilosophie Hegels und, bis zu einem gewissen Grade, auch Schellings –, so nahmen doch führende Naturwissenschaftler trotz ihrer Inklinaton zu einem mechanistischen Weltbild explizit Abstand von materialistischen Ausdeutungen physikalischer Erkenntnisse. In einer Rede „Das Denken in der Medizin“ erklärte beispielsweise Helmholtz 1877: „Ich bitte Sie nicht zu vergessen, daß auch der Materialismus eine metaphysische Hypothese ist, eine Hypothese, die sich im Gebiete der Naturwissenschaften allerdings als sehr fruchtbar erwiesen hat, aber doch immer eine Hypothese. Und wenn man diese seine Natur vergißt, so wird er ein Dogma und kann dem Fortschritte der Wissenschaft ebenso hinderlich werden und zu leidenschaftlicher Intoleranz treiben wie andere Dogmen. Diese Gefahr tritt ein, sobald man Tatsachen zu leugnen, oder zu verdecken sucht ...“.³⁶ Erheblichen Einfluß auf diesen Sinneswandel dürfte *Friedrich Albert Lange* (1828–1875) mit seinem weit verbreiteten Werk „Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart“³⁷ gehabt haben. Brieflich hatte er schon früher „jede Metaphysik für eine Art von Wahnsinn, von nur ästhetischer und subjektiver Berechtigung“ erklärt.³⁸ Unter dieses Verdikt fiel nun auch der Materialismus, dessen Kritik an einer idealistischen Naturphilosophie er zwar teilte, dessen weltanschauliche Tragfähigkeit er aber für unzulänglich erachtete. Was von der zeitgenössischen Sinnesphysiologie her für den Materialismus zu sprechen schien, wandte Lange gegen ihn bzw. einen materialistischen Objektivismus, indem er die psychophysische „Organisation“ des Menschen zur Bedingung der Erfahrung erklärte und damit die Objektivität der Erkenntnis relativierte.

Auch das seit etwa 1855 vielfach geäußerte, wenngleich keineswegs unumstrittene „Zurück zu Kant!“ war gegen jede Metaphysik – gegen die materialistische wie die schon von Kant selbst kritisierte idealistische Metaphysik – gerichtet. Wo aber an ihrer Stelle eine Erneuerung des *Idealismus*, wenn auch eines „kritischen“ (d. h. unmetaphysischen) Idealismus gefordert wurde, wie ihn Hermann Cohen schon früh bei seinem Interesse am „Idealismus in der Naturwissenschaft“ vor Augen hatte,³⁹ geriet die neue Orientierung an Kant in Konkurrenz zum *Positivismus*, der in Deutschland im letzten Viertel des

19. Jahrhunderts – weniger unter Bezugnahme auf Comte als auf Hume – Fuß faßte. Zu seinen frühen Vertretern zählten Carl Göring (1841–1879), Ernst Laas (1837–1885) und Richard Avenarius (1843–1896).⁴⁰ Es charakterisiert diesen Positivismus, 1) daß er die einzelwissenschaftliche Erkenntnis privilegiert und einen Erkenntnisanspruch der Philosophie bestreitet; 2) daß er im Unterschied zum Kantianismus Wirklichkeitserkenntnis allein auf sinnlicher Wahrnehmung gründet, also keinen „Zusatz“ kennt, den „unser eigenes Erkenntnisvermögen ... aus sich selbst hergibt“ (KrV B 1), und damit auch kein synthetisches Apriori der Erkenntnis; 3) daß er dem Denken nur die „subjektive“ Funktion der Interpretation und ordnenden Verknüpfung der sinnlich gegebenen Elemente zubilligt. In der Kritik metaphysischer Spekulation und in der Arbeit an ihrer Ablösung durch erkenntnistheoretische Untersuchungen konnten sich zunächst Kantianer und Kantgegner treffen. Ihre Differenzen traten in der von Klaus Christian Köhnke so genannten „positivistischen Entwicklungsphase des frühen Neukantianismus“⁴¹ außer bei Cohen bis etwa 1880 zurück, so daß namhafte Neukantianer auch noch an den ersten Bänden der 1877 von Avenarius ins Leben gerufenen „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie“ mitwirken konnten. Die aufblühende historisch-philologische Kantforschung, welche die divergenten systematischen Interessen der führenden Kantinterpreten dekuvierte, und die politische Entwicklung nach 1878 trugen dazu bei, daß sich die systematischen Positionen klarer profilierten und philosophische Gegnerschaften auch unter den Kantianern deutlicher zutage traten.⁴²

Autoren, die in für ihre Philosophie relevanter Weise an *Kant* anknüpften, erscheinen in den Neubearbeitungen von Ueberwegs „Grundriss der Geschichte der Philosophie“ erst ab der 7. Auflage von 1888 unter dem Titel „Neukantianer“. Der Ausdruck „Neukantianismus“ wurde aber – wie die so bezeichnete philosophische Richtung – verbreiteter schon seit ca. 1875 verwendet,⁴³ allerdings nicht nur zur neutralen historiographischen Klassifizierung einer Reihe von Philosophen, die sich auf Kant beriefen, sondern auch zur Diskreditierung der „im Schwange gehenden Kantomanie“ als neuer Form professoraler Unterwerfung unter eine historische Autorität (E. von Hartmann, E. Dühring, E. Zeller).

Erinnerungen an Kant im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts. – Älter als der sich zu einer eigentlichen philosophischen Bewegung auswachsende Neukantianismus waren individuelle Versuche, sich mit dem Ziel einer Erneuerung der Philosophie wieder Kant zuzuwenden. Sie finden sich vornehmlich im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts. Die wichtigeren unter ihnen seien im folgenden kurz charakterisiert. Bereits *Friedrich Eduard Beneke* (1798–1854) nahm in seiner Schrift „Kant und die philosophische Aufgabe unserer Zeit“ (1832), wenn auch kritisch, Kants Erkenntnistheorie auf, um auf ihrer Basis eine Grundlegung der Philosophie in innerer Erfahrung in Angriff zu nehmen.

Christian Hermann Weiße (1801–1866) beantwortete die Titelfrage seiner Antrittsrede „In welchem Sinn die deutsche Philosophie jetzt wieder an Kant sich zu orientieren hat“ (1847) durch eine abwägende Stellungnahme im Streit zwischen den zeitgenössischen Positionen idealistischen oder empiristischen Zuschnitts. Nicht mit der These von der Unerkennbarkeit der Dinge an sich, sondern mit der Unterscheidung der apriorischen Vernunftformen vom empirischen Inhalt habe Kant „eine neue Ära des Philosophierens“ eröffnet, die es erlaube, bei aller Beachtung der kritischen Grenzziehung in der Welt der apriorischen Vernunftformen noch etwas anderes als Kant selbst zu sehen, nämlich „Möglichkeitsbestimmungen der Dinge“ im Sinne eines „idealen Universums“.

Im Nachmärz wurde angesichts der politisch-öffentlichen Isolierung der Universitätsphilosophie der Ruf nach einer an Kant anknüpfenden „kritischen“, d. h. metaphysikskeptischen und erkenntnistheoretisch orientierten Position, mit der man sich weltanschaulich neutral halten konnte, lauter.⁴⁴ Bemerkenswerterweise war es ein Naturwissenschaftler, *Hermann (von) Helmholtz* (1821–1894), der als Sinnesphysiologe in seinem Königsberger Vortrag „Über das Sehen des Menschen“ (1855) die Kantische Positionierung der Philosophie gegenüber den Naturwissenschaften als Vorbild propagierte. Schon während seines Studiums mit dem Verhältnis von Kantischer Erkenntnistheorie und Sinnesphysiologie beschäftigt, glaubte er sich mit Kant darin einig, „daß alle Erkenntnis der Wirklichkeit aus der Erfahrung geschöpft werden müsse“. Die Sinnesphysiologie habe empirisch nachgewiesen, was Kant der „Organisation des Geistes“ zurechnete: „daß die Art unserer Wahrnehmungen ebenso sehr durch die Natur unserer Sinne, wie durch die äußeren Objekte bedingt“ ist.⁴⁵ Es gibt für Helmholtz keine unmittelbare Wahrnehmung der Gegenstände der Außenwelt, vielmehr schließen wir von den Empfindungen als Wirkungen dieser Gegenstände auf ihre Ursache in Gestalt der „Gegenwart äußerer Objekte“. Der Kausalsatz ist kein Erfahrungssatz, sondern mit Kant „ein vor aller Erfahrung gegebenes Gesetz unseres Denkens“; später bezeichnete ihn Helmholtz als Hypothese.⁴⁶

Auch *Eduard Zeller* (1814–1908) betonte in seinem 1862 in Heidelberg gehaltenen Vortrag „Über Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnistheorie“, daß Kants „wissenschaftliche Leistung“, mit der er „der Philosophie eine neue Bahn brach“, in seiner Theorie des Erkennens zu suchen sei. Darauf werde jeder zurückgehen müssen, „der die Grundlagen unserer Philosophie verbessern will“, allerdings so, daß er bei erneuter Untersuchung von Kants Fragestellungen dessen Fehler – „durch die wissenschaftlichen Erfahrungen unseres Jahrhunderts bereichert“ – vermeidet. Inhaltlich gibt Zeller bei empiristischer Grundausrichtung Kant darin Recht, daß keine „Vorstellung anders, als durch Vermittlung unserer Selbsttätigkeit und in den uns durch die Natur unseres Erkennens vorgeschriebenen Formen, zu Stande komme“, kritisiert aber die weitergehende kritizistische These, daß wir angesichts der Subjektivität unse-

rer Vorstellungsformen die Dinge nicht so aufzufassen vermögen, wie sie an sich sind, als verhängnisvollen Schritt zum Idealismus; sein Gegenargument lautet, daß es wahrscheinlicher sei, „daß unsere Vorstellungsformen von Natur darauf angelegt sind, uns eine richtige Ansicht der Dinge möglich zu machen“, was sich dadurch bestätigen lasse, daß wir Hypothesen über das Wesen der Dinge und die Ursachen der Erscheinungen an den aus diesen Hypothesen abgeleiteten Erscheinungen überprüfen.⁴⁷

In anderer Weise arbeitete *Kuno Fischer* (1824–1907) der Ausbreitung des neuen Kantianismus zu. Wirkung hatte vor allem die im Rahmen seiner „Geschichte der neueren Philosophie“ 1860 veröffentlichte Kantdarstellung.⁴⁸ Wie Zeitgenossen teils kritisch teils zustimmend bemerkten, las Fischer die Kantischen Texte mit einer fichteanischen Brille und stellte so unter Betonung des selbsttätigen Produzierens der reinen Vernunft und unter Vernachlässigung von Kants Kritik am Idealismus einen einheitlichen Problemzusammenhang zwischen der Kantischen und der idealistischen Philosophie her.⁴⁹ Daß er damit der von den Wissenschaften angefochtenen Philosophie einen eigenen Gegenstandsbereich in Gestalt apriorischer Vernunftkenntnis zu sichern suchte, berechtigt aber weder im Blick auf Kant noch im Blick auf den Neukantianismus zu der von Windelband vertretenen These, daß „Kuno Fischers Kant den entscheidenden Anstoß zu der neukantianischen Bewegung“ gegeben habe.⁵⁰

Der verbreiteten Kritik am deutschen Idealismus gab *Otto Liebmann* (1840–1912) einen besonders beredten Ausdruck, indem er in seinem Buch „Kant und die Epigonen“ (1865) die gesamte nachkantische Philosophie auf den gemeinsamen Nenner brachte, vergebliche Denkbemühung um das Ding an sich gewesen zu sein, dessen Unterscheidung von den Erscheinungen schon Kant als Fehler oder Inkonsequenz vorgehalten werden müsse, weil die Vorstellung eines Außerräumlichen und Außerzeitlichen ein „hölzernes Eisen“ sei.⁵¹ Die refrainartig am Ende jedes Kapitels wiederholte Forderung, es müsse also auf Kant zurückgegangen werden, machte er sich selbst insoweit zu eigen, als er in seiner Abhandlung „Über den objectiven Anblick“ (1869), in seinem Hauptwerk „Analysis der Wirklichkeit“ (1876, 2., erweit. Aufl. 1880) und in weiteren Schriften das Projekt einer *kritischen Metaphysik* verfolgte. Zu deren kritischer Seite gehört die aus Kant gewonnene Einsicht in die Abhängigkeit der Objekte vom Subjekt (Liebmann vergleicht die Intellektualgesetze der Erkenntnis mit den im Auge herrschenden dioptrischen Gesetzen); zu ihrer metaphysischen Ausrichtung – bei Vernachlässigung von Kants Ideenlehre und seiner „Kritik der praktischen Vernunft“⁵² – ist die Erörterung eines absoluten Grundes der Dinge und ihrer Erkenntnis zu rechnen, auch wenn diesbezügliche Aussagen für Liebmann nie über den Status von Hypothesen hinausgehen können.

Einen wichtigen Beitrag zur Förderung systematisch geführter Kantstudien leistete *Jürgen Bona Meyer* (1829–1897) mit seinem Buch „Kants Psychologie“

(1870), nachdem er zum Leib-Seele-Problem schon in Schriften aus der zweiten Hälfte der 1850er Jahre eine kritizistische Haltung eingenommen hatte. Unter Anknüpfung an Fries untersucht, rechtfertigt und korrigiert er in „Kants Psychologie“ die psychologische Grundlage der drei Kritiken Kants und widmet sich dem Nachweis, daß dieser das Apriori auf dem Weg psychologischer Analyse a posteriori entdeckt habe.

Das Interesse an einer „Rückkehr zu Kant“ wurde aber vor allem durch das Kant-Kapitel in *F. A. Langes* „Geschichte des Materialismus“ gefördert, das in der 2. Auflage (1875) auch einen Hinweis auf eine „junge Schule von Kantianern im engeren und weiteren Sinne“ enthielt, zu der Lange neben Otto Liebmann und Jürgen Bona Meyer vor allem Hermann Cohen sowie Emil Arnoldt und Carl Twisten zählte.⁵³ Der Sache nach stellt er sich hinter die Erkenntnistheorie Kants, wobei er sich das Kantische Erkenntnis-Apriori mit dem sinnesphysiologischen Begriff der „Organisation“ erschließt. Während er in der ersten Auflage seines Buchs Kants System durch die Einwände gegen das Konzept eines Dinges an sich für erschüttert hielt, erklärt er sich in der zweiten Auflage für die Deutung des Dinges an sich als Grenzbegriff.⁵⁴ Trotz seiner Kritik an der spekulativen Metaphysik, die er als „Begriffsdichtung“ disqualifiziert, gewinnt er auch den Ideen der Vernunft im Sinne Kants einen Sinn ab: Das menschliche Sinnbedürfnis verlangt nach einer Ergänzung der Welt der Erscheinungen durch die Welt der Ideen, die allerdings nicht theoriefähig sind, sondern in Religion und Kunst der „Erbauung“ dienen bzw. zu sittlichem Handeln motivieren – beispielhaft dargestellt in den Dichtungen Schillers (Standpunkt des Ideals).

Rückkehr zu Kant als philosophischer Neuanfang. – Generell gab es in Europa in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Versuche zu einer systematischen Erneuerung der Philosophie durch Anknüpfung an Kant. Der wichtigste Repräsentant des Neokritizismus in *Frankreich* war Charles Renouvier (1815–1903) mit seinem Hauptwerk „*Essais de critique générale*“ (1854–1864). Für seine kritische Aneignung der Kantischen Philosophie sind ein antimetaphysischer Phänomenalismus, eine von der Relation her aufgebaute und auf die Persönlichkeit zulaufende positivismuskritische Kategorienlehre und die Behauptung von Freiheit in der Welt der Phänomene charakteristisch. Freiheit bekundet der Mensch namentlich in der Tätigkeit des Denkens; die Behauptung der Freiheit ist selbst eine Tat der Freiheit. Indem Renouvier die Kantische Unterscheidung zwischen theoretischer und praktischer Vernunft rückgängig macht, kann er das Problem der moralischen Freiheit ohne Rekurs auf eine noumenale Welt angehen. Er anerkennt mit Kant das moralische Gesetz als unmittelbaren Imperativ des freien Bewusstseins, hält aber dafür, daß diesem Imperativ realiter nur in einer solidarischen Gemeinschaft nachgelebt werden kann.

In *Italien* fanden die Kantische Philosophie und ihre deutsche Renaissance in den Jahren der nationalen Einigung mit der Öffnung gegenüber den im übrigen

Europa geführten intellektuellen Debatten Beachtung. Geschah das zunächst noch im hegelianischen Milieu der Schule von Bertrando Spaventa (1817–1883) in Neapel, so deklarierte Felice Tocco (1845–1911), ein Schüler Spaventas, die Rückkehr zum Kritizismus 1869 als notwendig und heilsam, um die Beziehungen zwischen Philosophie und Wissenschaften zu fördern. Für Francesco Fiorentino (1834–1884), einen anderen Schüler Spaventas, sollte die Anknüpfung an Kant, den er mit Vico zu verbinden suchte, einer Versöhnung von Idealismus und Positivismus dienen; am Ende der 1870er Jahre bekannte er sich zu einer evolutionistischen Deutung des Kantischen Apriori. Das umfassendste Werk zur Kantischen Philosophie aber legte Carlo Antoni (1840–1906) vor: Mit seinem „Emanuele Kant“ (I–III, 1879–1884) verfolgte er ausdrücklich das Ziel, die italienische Philosophie kantianisch zu erneuern, überschritt aber zugleich die Grenzen des Kritizismus, indem er ein „reale assoluto“ postulierte, das nicht nur den Phänomenen, sondern auch der erkennenden Tätigkeit des Subjekts zugrunde liegen sollte. Das rief Tocco auf den Plan, der gegen Antonis Ontologismus eine positivistische und wissenschaftsnahe Interpretation Kants vertrat und damit das eigentliche Sprachrohr des italienischen Neukantianismus der 1880er Jahre bildete.⁵⁵

Nur in Deutschland kam es, in zeitlicher Parallelität zu der Gründung des zweiten deutschen Kaiserreichs, zu einer eigentlichen Kant-Bewegung, die sich in der Folge nach verschiedenen Richtungen aufgliederte und teilweise zu Schulen institutionalisierte. Sie setzte sich im Zeichen eines philosophischen Neuanfangs sowohl vom spekulativen Idealismus wie vom sog. ‚kleinbürgerlichen‘ Materialismus ab – von Positionen, die auch weltanschaulich nicht mehr brauchbar schienen. Eine Philosophie im Geiste Kants bot sich hingegen als Hilfe an, wenn die Veränderungen, die der enorme Aufschwung der Naturwissenschaften und die technische Nutzung ihrer Erkenntnisse mit sich brachten, geistig bewältigt werden sollten. Der historische Referenzpunkt Kant wurde sozusagen zur Chiffre dafür, daß Philosophie selbst, sofern sie nur erkenntnistheoretisch begründet war, dem neuen Ideal einer metaphysikfreien Wissenschaftlichkeit genügen könne, in dieser Gestalt aber ihren alten Anspruch, in übergreifenden Wissens- und Handlungsfragen Orientierung zu bieten, auch unter den neuen wissenschaftlich-technischen Lebensbedingungen mehr als jede Einzelwissenschaft einzulösen imstande sei. In diesem Sinne enthielt die Parole „Kant verstehen heißt über ihn hinausgehen“⁵⁶ ein im 19. Jahrhundert durchaus allen Nach- und Neukantianern gemeinsames Programm.

Die Protagonisten des Rückganges auf Kant waren junge Leute, die 1871 gerade oder noch nicht einmal dreißig waren: Otto Liebmann (* 1840), Hermann Cohen (* 1842), Alois Riehl (* 1844) und Wilhelm Windelband (* 1848), um die wichtigsten zu nennen. Daß sie sich auf die Kantische Philosophie zurückbezogen, besagte allerdings keineswegs, daß sie eine gemeinsame philosophische Position vertraten. Das kann auch deshalb nicht erstaunen, weil sie

ganz unterschiedlichen philosophischen Milieus entstammten. Liebmann und Windelband waren Schüler des Jenaer Professors Kuno Fischer, dessen Kantbild ausgepägt idealistische Züge aufwies; Cohen und Riehl waren in der zeitgenössischen Psychologie geschult, beide hatten starke naturwissenschaftliche Interessen, unterschieden sich jedoch wieder voneinander in ihrer Einstellung zu Idealismus und Empirismus. Trotz dieser Differenzen läßt sich jedoch Mitte der 1870er Jahre eine gemeinsame Stoßrichtung der jungen Kantianer ausmachen: Sie wandten sich „gegen den Naturalismus oder Materialismus, gegen den sog. ‚Klerikalismus‘ wie gegen die pessimistische Bewegung“, also gegen die wichtigsten weltanschaulichen Angebote der Zeit, an denen sie nebst ihren Inhalten vor allem absolute Erkenntnis- und Gewißheitsansprüche kritisierten; sie deklarierten sich damit zugleich als Anwälte „für die Ideale der bürgerlichen Freiheit“.⁵⁷

Alois Riehl nimmt unter den ‚Neukantianern‘ der ersten Stunde insofern eine Sonderstellung ein, als er – angeregt durch Eugen Dühring⁵⁸ – im ersten, philosophiegeschichtlich ausgerichteten Band seines Hauptwerks „Der philosophische Kriticismus“ (1876) die Kantische Erkenntnistheorie auf dem Hintergrund des britischen Empirismus darstellte und sie für den Realismus in Anspruch nahm. Er würdigte nicht nur Kants Rezeption der für die Entwicklung seines Denkens maßgeblichen rationalistischen, empiristischen und eklektischen Lehrmeinungen, sondern auch diese selbst in dem ihnen eigenen Anspruch. Kritische Philosophie entfaltet sich für Riehl ausgehend von *Locke* über – den ebenfalls als Kritizisten, insbesondere in seiner Kausalitätstheorie positiv bewerteten – *Hume* zu – dem in seiner Vernunftkritik außerdem von Lambert und Tetens beeinflussten – *Kant*: Der psychologischen Untersuchung des Ursprungs der metaphysischen Begriffe folgt die Bestimmung der Anwendbarkeit und Tragweite dieser Begriffe. Im zweiten Teil des Bandes kam Riehl zum Ergebnis, daß Kant einen „Phänomenalismus der Anschauungen“ mit einem „Realismus der Dinge“ verbunden habe. Mit dem Positivismus in der Ablehnung der Metaphysik und der philosophischen Relevanz der wissenschaftlichen Erkenntnis einig, hielt er aber am Apriori, verstanden als „ein logisches Verhältnis unter Begriffen“, fest. (Zu Riehl s. auch Kap. IX)

Zeitlich vor Riehl hatten schon Kuno Fischer, Hermann Cohen und Friedrich Paulsen an der Entwicklungsgeschichte des Kantischen Denkens gearbeitet. Mit Paulsens Darstellung kam in der Kant-Bewegung ein stärker historisch-philologisch als systematisch bestimmtes Interesse zum Zuge, das in eine eigentliche Kant-Philologie mündete. Es ging dabei um das Aufspüren unbekannter Texte aus dem Nachlaß, um eine möglichst vollständige bibliographische Dokumentation, um die Erstellung zuverlässiger textkritischer Ausgaben und – angesichts der unübersichtlich gewordenen Editionsfrage – schließlich um eine verbindliche, auch den Briefwechsel, den handschriftlichen Nachlaß und „das Wissenswürdige“ aus den Vorlesungsnachschriften umfassende Gesamtausgabe der Texte Kants, wie sie die Königliche Akademie der Wissen-

schaften in Berlin auf Antrag Diltheys und Zellers 1894 in Angriff nahm.⁵⁹ Insgesamt bewegte sich diese Forschung in kritischer Haltung und Abstinenz gegenüber systematischen Rekonstruktionen.⁶⁰ Die philologische, historische und interpretatorische Arbeit an den Kantischen Texten fand schließlich in den von Hans Vaihinger 1897 begründeten „Kant-Studien“ ihr publizistisches Organ.

Ergänzend ist noch auf den Einfluss der Kantischen Philosophie in der *evangelischen Theologie* bei Albrecht Ritschl (1822–1889) und seiner Schule einzugehen. Ritschl nahm methodologisch auf Kants erkenntnistheoretische Untersuchungen Bezug, schloß sich ihm aber auch in der strengen Grenzziehung zwischen theoretischer und religiöser Erkenntnis an, lehnte also alle natürliche Theologie ab. Zentral für sein stark ethisch geprägtes Christentum war der Begriff des Reiches Gottes, d. h. einer universalen sittlichen Gemeinschaft als Endzweck des Menschen im göttlichen Weltplan. Bei Kant fand er erstmals klar ausgesprochen, daß die Kirche nur Mittel der Herbeiführung des Reiches Gottes und diesem also untergeordnet sei. Wilhelm Herrmann (1846–1922), Professor für systematische Theologie in Marburg von 1879 bis 1919, war bis in die Mitte der 1880er Jahre nicht zuletzt auf Grund seines Studiums der Philosophie Kants und Lotzes ein streitbarer Anhänger Ritschls. Mit Recht wehrte er sich aber dagegen, mit polemischer Spitze „als Neukantianer registriert“ zu werden, nur weil er von der philosophischen Debatte über Kant zu lernen bemüht sei.⁶¹ Seine Begründung der Eigenart der Religion gegenüber Erkenntnis und Sittlichkeit (die für ihn nicht auf bloßer Erkenntnis der moralischen Pflicht fußt) stellte auf den Vorrang des Erlebens vor dem Denken ab; er begriff Religion als eine eigentümliche, der Wissenschaft verschlossene Wirklichkeitserfahrung. Der in Jena lehrende, stärker Schleiermacher verbundene Theologe Richard Adelbert Lipsius (1830–1892) hatte im Unterschied zu Herrmann gegen den Vorwurf des theologischen Neukantianismus nur den Vorbehalt anzubringen, daß man ihm „die empiristisch-sensualistische Wendung, welche der ‚transzendente Idealismus‘ bei verschiedenen philosophischen Neukantianern genommen hat, ebensowenig imputieren möge, als jenen schroffen Dualismus zwischen der ‚Welt der Wirklichkeit‘ und der ‚Welt der Werte‘ oder ‚der Ideen‘, wie ihn nicht bloß Albert Lange, sondern auch Herrmann vertritt“.⁶²

b) Die Blütezeit

Die philosophischen Richtungen bzw. Schulen, die in der einen oder anderen Weise, enger oder kritischer, integral oder partiell, an Kant bzw. Kant-Interpretationen anknüpften, erhielten ihr Profil durch die geistige Herkunft der Protagonisten, durch das jeweilige systematische Interesse, das den Horizont der Kant-Lektüre bestimmte, und den Bezug weiterer Traditionen. Für Konstantin Oesterreich waren 1916 in seiner Neubearbeitung des vierten Teils von Ueber-

wegs „Grundriss der Geschichte der Philosophie“ sechs Richtungen im „Neukritizismus“ zu unterscheiden: „1. die physiologische Richtung (Helmholtz, Lange); 2. die metaphysische Richtung (Liebmann, Volkelt); 3. die realistische Richtung (Riehl, Külpe); 4. die logizistische Richtung (Cohen, Natorp, Cassirer – die Marburger Schule); 5. der werttheoretische Kritizismus (Windelband, Rickert, Münsterberg); 6. die relativistische Umbildung des Kritizismus (Simmel).“⁶³ 1923 fügte er als 7. Richtung die „psychologische“ hinzu, „welche an Fries anknüpft (Neufriesische Schule, Nelson)“.⁶⁴ Durchgesetzt hat sich diese Einteilung aus guten Gründen nicht. In der philosophischen Literatur ist der Neukantianismus schon seit den 1920er Jahren bloß in *zwei* Schulen präsent, der Marburger und der Südwestdeutschen, unter denen auch nur die erstere nach ihrem Selbst- und Fremdverständnis als eine ‚Schule‘ im engeren Sinne angesehen werden kann.⁶⁵ Auch die nachfolgende Darstellung konzentriert sich auf diese zwei Richtungen; auf Leonard Nelson wird anhangsweise in Kap. IV eingegangen, während Alois Riehl in Kap. IX zur Sprache kommt.

Der Marburger und der Südwestdeutsche Neukantianismus hatten beide ihre eigentliche Blüte und größte Ausstrahlung im Zeitraum zwischen ca. 1895 und 1912. Das wird durch die Publikationen ihrer Hauptvertreter und die Entstehung von Schülerkreisen belegt, läßt sich aber ebenso an der Resonanz im Fach und in der philosophisch interessierten Öffentlichkeit ablesen. Trotz signifikanter Schuldifferenzen ist – aus historischer Distanz – auch eine gemeinsame Stoßrichtung beider Schulen in den Diskursen der Zeit auszumachen: Die Neukantianer zielten auf den Ausweis und die Sicherung der Rationalität der Kultur. Von erstrangiger Bedeutung erschien ihnen dafür eine überzeugende philosophische Begründung wissenschaftlicher Erkenntnis. Gegen ein sich ausbreitendes Gefühl der Enttäuschung, daß Wissenschaft die in sie gesetzten Erwartungen, eine umfassende, praxisleitende Weltansicht zu begründen, nicht erfüllen könnte,⁶⁶ setzten sie auf die philosophisch herauszuarbeitende *Vernunft in der Wissenschaft*. Doch tauchten nun an der Jahrhundertwende neue Gegenspieler auf, die der Auffassung, daß die Wissenschaft als solche vernünftigen Wesens sei, die Behauptung ihres irrationalen Grundes im „Leben“ entgegensezten. Die Schwäche der rationalistischen Bestrebungen zeigte sich darin, daß das Vorhaben einer rationalen „systematischen Gesamtdeutung der Wirklichkeit“ nicht mehr zu gelingen schien. „Nach der Abwendung vom idealistischen Konzept des Absoluten“ bot sich als Totalitätsbegriff einzig noch das *Leben* an.⁶⁷ Das Denken der Epoche stand bereits in seinem Schatten. Denn in den 1890er Jahren setzte die breite, wenn auch die akademische Philosophie noch kaum berührende Rezeption der „ethischen Lebensphilosophie“ Nietzsches ein. Und Diltheys lebensphilosophische Grundlegung der Geisteswissenschaften im *Erleben*, als dessen Subjekt nicht mehr nur der vernünftige, sondern der ganze Mensch, das „wollend fühlend vorstellende Wesen“, eingesetzt wurde,⁶⁸ bekam universitätsphilosophisches Gewicht. Der Neukantianismus lehnte die Lebensphilosophien aller Couleurs ab, wenn

auch in schulenspezifisch und z.T. sogar schulintern differenzierter Weise. Aber auch der Begriff des Wertes, den Lotze aus der Nationalökonomie übernommen, in der Philosophie heimisch gemacht und der Südwestdeutschen Schule überliefert hatte, schuldete seine Attraktivität weltanschaulichen Bedürfnissen, die er wiederum dank seiner lebensphilosophischen Grundierung bedienen konnte – man denke an Nietzsches „Umwertung aller Werte“ bzw. seine Charakterisierung der Werte als „Erhaltungs-, Steigerungsbedingungen in Hinsicht auf komplexe Gebilde von relativer Dauer des Lebens“. ⁶⁹ Angesichts dieser Herausforderung bemühte sich die neukantianische (nebst der phänomenologischen) Wertphilosophie darum, die Objektivität der Werte zu sichern, was immer das auch im einzelnen hieß.

Die Kantische Vernunftkritik blieb, vor allem nach ihrer „negativen“ Seite als Destruktion dogmatischer Ontologie und Metaphysik, Fundament des insoweit nach wie vor richtig benannten „Neukantianismus“, so unterschiedlich die kritischen Werke Kants in den zwei Schulrichtungen auch gewichtet und ausgelegt wurden.

Der „kritische“ bzw. „transzendente Idealismus“ bildete die Grunddoktrin der *Marburger Schule*. In diese Doktrin hatte Cohen insbesondere Langes Kritik am Materialismus aufgenommen, aber – statt wie dieser zu Zwecken ethischer und ästhetischer Orientierung für einen „Standpunkt des Ideals“ einzutreten, der auf freier „Begriffsdichtung“ basieren sollte⁷⁰ – mit Kant an einer streng epistemischen Bedeutung der Vernunftideen festgehalten und die Theorie der wissenschaftlichen Erfahrung zu einer „erkenntnistheoretischen Begründung der Ethik“⁷¹ ausgeweitet. Diesen „kritischen Idealismus“ reicherete er einerseits durch Theoreme aus den „Logischen Untersuchungen“ Trendelenburgs an, andererseits durch Elemente der Platonischen Ideenlehre, indem er vorschlug, die *Ideen* Platons ganz unmetaphysisch als reine Grundlagen (Hypothesen) der Erkenntnis aufzufassen. Eine solche Anknüpfung an die Platonische Philosophie wurde ihm mit einer für den ganzen Neukantianismus fundamentalen Unterscheidung ermöglicht, die Lotze 1874 eingeführt hatte: der Unterscheidung des Seins von Dingen, des Geschehens von Ereignissen, des Bestehens von Verhältnissen – und der Geltung von Sätzen. Lotze stellte nämlich zugleich die These auf, daß das vermeintliche „Sein“ der Platonischen Ideen nichts anderes als die „Geltung von Wahrheiten“ bedeute.⁷² – Neben die im Geiste dieses „Idealismus“ erfolgende kritische systematische Bearbeitung zentraler Theoreme der theoretischen, praktischen und ästhetischen Philosophie Kants trat seit der Jahrhundertwende die Integration von Elementen Leibnizscher Philosophie. Vor allem Cohens Ethik, Natorps Sozialpädagogik und Plato-Interpretation, Cassirers Geschichte der neuzeitlichen Erkenntnistheorie sowie Natorps und Cassirers Werke zur Logik der Naturwissenschaften fanden relativ breiten Widerhall. Politisch engagierten sich Cohen und Natorp für einen ethischen Sozialismus, mit dem sie in den Debatten der Sozialdemokratie präsent waren. Cohens ständiger Kampf gegen

den Antisemitismus, den er mit ethischen Argumenten führte, machte ihn in zunehmendem Maße auch zum Wortführer einer Richtung des liberalen Judentums, die auf der Treue zur angestammten Religion bestand. Wichtige Schriften der Schule erschienen in den von Cohen und Natorp zwischen 1906 und 1915 herausgegebenen „Philosophischen Arbeiten“.⁷³

Die sich ebenfalls in den 1890er Jahren herausbildende *Südwestdeutsche (oder Badische) Schule* stand in ihrem Verhältnis zu Kant unter der von Windelband 1883 ausgesprochenen Maxime: „Kant verstehen, heißt über ihn hinausgehen“. Von vornherein war damit die Aneignung des Kantischen Werks ohne den Zwischenschritt einer philologisch-historischen Interpretation unter die Zielsetzung einer systematischen *Weiterbildung* gerückt. Kants Methodenkonzept wurde beibehalten, seine kritische Philosophie aber im Anschluß an Lotze⁷⁴ zu einer Lehre von der Geltung radikalisiert und kulturphilosophisch ausgeweitet. Dem Begriff der *Geltung* wurden dabei in der Hauptsache folgende Bestimmungen gegeben: 1) Geltungen sind Funktionen bzw. Leistungsprinzipien der Subjektivität in bezug auf den Gegenstand. 2) Die Geltungsprinzipien haben den Charakter von Forderungen, die erfüllt oder verfehlt werden können („Geltungsdifferenz“); die Forderungen werden aber nicht von außen herangetragen, die Subjektivität unterstellt sich ihnen vielmehr autonom. 3) Die durch die Einheit der Subjektivität verbürgte Einheit der Geltungsprinzipien gliedert sich in ein Gefüge von Geltungseinheiten, deren jede einen selbständigen Geltungsbestand aufweist.⁷⁵ Die damit umrissene Grundlegung neukantianischer Kulturphilosophie fand dadurch ihre Vertiefung, daß die Untersuchung der Prinzipien theoretischer Geltung – insbesondere bei Lask – auch auf die philosophischen („metatheoretischen“) Urteile erstreckt und so die Frage nach der „Letztbegründung“ verfolgt wurde. – In der Genese des südwestdeutschen Neukantianismus spielten Kuno Fischers Schriften (insbesondere sein Werk über Kant⁷⁶) eine zentrale Rolle, indem sie dieser Richtung des Neukantianismus ein durch Fichte geprägtes Kantbild vermittelten, das Interesse an den Geistes- bzw. Kulturwissenschaften und ihrer Abgrenzung von den Naturwissenschaften schärfte und die Rezeption Hegels einleitete. Zu den bedeutendsten Leistungen der Schule zählen Windelbands Begründung des werttheoretischen Kritizismus, seine Philosophiegeschichtsschreibung, Windelbands und Rickerts Untersuchungen zum Verhältnis natur- und geisteswissenschaftlicher Begriffsbildung, deren Klärung mit der methodologischen Grundlegung der Geisteswissenschaften einhergeht, sowie der Entwurf einer Logik der Philosophie durch Lask. Die jüngeren Vertreter des Kritizismus sahen sich schließlich angesichts der Hegel-Renaissance⁷⁷ in den 1920er Jahren vor die Aufgabe gestellt, in eine intensive Auseinandersetzung mit dialektischem Denken zu treten.⁷⁸ – Das repräsentative Organ der Schule bildete die Zeitschrift „Logos“ (ab 1910).

Das Klima zwischen den beiden Schulen war lange Zeit vergiftet. Schuld daran trugen nicht zuletzt rassistisch-antisemitische Bemerkungen Kuno Fi-

schers über Cohen⁷⁹ oder, zeitlich am anderen Ende, die von Bruno Bauch während des Ersten Weltkriegs geäußerte Warnung vor „jüdischer Überfremdung“ der deutschen Kultur,⁸⁰ aber auch der mißglückte Versuch Cohens und Natorps, die Habilitation des von Windelband unterstützten Ludwig Busse in Marburg zu verhindern (1894),⁸¹ die Ablehnung der Habilitation Cassirers in Straßburg mit der Begründung, daß er Jude sei,⁸² oder einfach literarisches Übergehen bzw. Herabsetzung je der anderen Richtung. Eine neue Tendenz zur sachlichen Auseinandersetzung zwischen Rickert und Lask einerseits, Natorp und Cassirer andererseits ist erst ab 1910 belegt; Jonas Cohn und Richard Höningwald nahmen in den 1920er Jahren vermittelnde Positionen ein.

c) Ausklang

Die historiographische Abgrenzung neukantianischer Philosophie bereitet nicht nur nach hinten, wie gezeigt, sondern ebenso nach vorn Schwierigkeiten. Auf den ersten Blick spricht zwar vieles für das Urteil, daß mit dem Ersten Weltkrieg auch der Neukantianismus in seiner originären Gestalt zu Grabe getragen wurde. Führende Vertreter neuer Richtungen philosophischen Denkens verbreiteten dieses Urteil im Zuge ihrer Nachkriegspolemik gegen die systematischen Positionen ‚wilhelminischer‘ Kulturphilosophie. Aber auch für Rickert legte es sich nahe, von einem *Neukantianismus* im engeren Sinne historiographisch nur noch im Blick auf die Philosophie vor 1918 zu sprechen. In einem Gedenkartikel für Alois Riehl, mit dessen Tod er den Neukantianismus als eine „geschichtliche Erscheinung“ zu Ende gekommen sah, schlug er vor, die Bezeichnung „Neukantianer“ für diejenigen Philosophen zu reservieren, die „durch ein erneutes und vertieftes Studium Kants die Philosophie *über sich selbst zu besinnen* suchten“ und dadurch, „daß sie auf Kant *zurückgingen*, die wissenschaftliche Philosophie zugleich erheblich *vorwärts*“ führten. Ihre eigentliche Leistung erkannte er darin, daß die „*Grundbegriffe* der Kantischen Schriften ... durch die Werke des Neukantianismus eine Gestalt erhalten“ hätten, „in der *jeder* sie zu verstehen vermag, der überhaupt zu philosophischem Denken fähig ist. Neue Neukantianer brauchen wir jetzt nicht mehr. Sie fänden keine Arbeit vor, die erst noch zu leisten wäre.“⁸³ Vielleicht darf man diese Abgrenzung auch als eine Stellungnahme gegen metaphysische Kantinterpretationen lesen, wie sie gerade in Blüte standen.

Betrachtet man die Fakten, so bietet sich die Auflösung der *Marburger* Schule als geradezu exemplarischer Beleg für das Ende der neukantianischen Richtung philosophischen Denkens an, und sie wurde auch so wahrgenommen. Cohen verließ 1912 nach seiner Emeritierung die Stadt, an deren Universität er nahezu 40 Jahre tätig gewesen war – zu seinem Nachfolger wurde nicht Ernst Cassirer, sondern der Experimentalpsychologe Erich Jaensch erkoren. Natorp bekundete nach dem Krieg, daß er nur noch ein ambivalentes Verhältnis zu seiner Marburger Schul-Identität habe. Am spektakulärsten wirkte

Nicolai Hartmanns Distanzierung von der Erkenntnistheorie seiner Lehrer in seinem Buch „Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis“ (1921), obwohl er und Heinz Heimsoeth sich schon vor 1914 innerlich von ‚Marburg‘ verabschiedet hatten. Kontinuierlicher und weniger ausgeprägt bewegte sich Ernst Cassirer von der „Kritik der Vernunft“ zur „Kritik der Kultur“; doch verriet spätestens der erste Band seiner „Philosophie der symbolischen Formen“, der 1923 erschien, daß auch er sich von den Positionen der Vorkriegszeit gelöst hatte.⁸⁴ – Die *Südwestdeutsche* Schule zeigt ein anderes Bild. Sie hatte den frühen Tod Emil Lasks zu beklagen, der 1915 im Krieg in Galizien fiel; im gleichen Jahr starb auch der Schulgründer Windelband. Die systematische Fortarbeit an der kritizistischen Grundkonzeption jedoch vollzog sich in der jüngeren Generation ohne einschneidende Brüche oder Wandlungen. Für die Auseinandersetzung mit der neuen Ontologie und Metaphysik boten die früheren Problemstellungen sachlich eine ausreichende Basis, wenn auch im Blick auf das verbreitete Bedürfnis, zur Erkenntnis der „Wirklichkeit“ zu finden, andere Akzente zu setzen waren und die Bestimmung konkreter Subjektivität ein Überdenken des Antipsychologismus der ersten Phase neukantianischer Philosophie erforderlich machte. Einen scharfen Einschnitt brachte – aus historischer Distanz gesehen – erst das Jahr 1933, in dem in Deutschland auch die systematische Philosophie aus dem Geiste des Neukantianismus abgewürgt wurde. Zwar knüpften Philosophen wie Rudolf Zocher und Wolfgang Cramer noch in den 30er und dann wieder in den 50er Jahren in freierer Weise an die vom Kritizismus der 20er Jahre hinterlassenen Fragestellungen an, doch erscheint es als wenig sinnvoll, sie – zusammen mit Hans Wagner – als „Neo-neokantianer“ zu etikettieren.⁸⁵ Der Neukantianismus ist nach 1945 nicht mehr auferstanden. Sind die auf den folgenden Seiten erinnerten Lehren seiner Hauptvertreter damit einfach historisch geworden? Die provokante These Kurt Walter Zeidlers, „daß sich die Gegenwart weitestgehend auf dem Boden eines halbierten Neukantianismus bewegt: sie hat seinem Kulturidealismus abgeschworen, hält aber an seinem Geltungsobjektivismus fest“,⁸⁶ eröffnet einen Horizont für die Wiederaufnahme der systematisch-philosophischen Arbeit, die im Neukantianismus geleistet, aber keineswegs abgeschlossen, sondern durch eine verbrecherische Politik unterbrochen wurde.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de